

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Juli bis September 2020 [Andrea Herrmann]
- S.10 Die Ruine [Benedict Friederich]
- S.13 Der Straßenmusikant [Karl Farr]
- S.14 Das Tier [Dorit Mitev]
- S.15 Eine Ode an das Land – in fünf Sinnen [Jonas Thüringer]
- S.17 Erinnerung im Taubenblau [Sabine Gelsing]
- S.19 Tiger [Claudia Dvoracek-Iby]
- S.22 Vergänglichkeit [Frank Knollmann]
- S.24 Wie jeden Tag [Sabina Fudulakos]
- S.25f Abfall; Rose von Jericho [Katja Leonhardt]
- S.26 Herbstgärten [Edda Gutsche]
- S.27 lieben, reglos [Martin Mader]
- S.28 Verblässende Tage / Fading Days [Gert Knop]
- S.28 Schein und Sein; Traumgarten [Esther Bystrek]
- S.29 Mein Schutzengel [Pawel Markiewicz]
- S.30 Rezension: „Das Buch der Täuschung“ von Rainer Fischer [Andrea Herrmann]
- S.31 Rezension: „Max Mustermann und Lieschen Müller“ von Franziska Bauer [A. H.]
- S.32 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Internet vernetzt Menschen. Auf ihrem Youtube-Kanal stellt Franziska Bauer die 70. Ausgabe des Veilchens vor: <https://youtu.be/Pjx1LNZZmXs>. Vielleicht schauen Sie mal rein. Die Oktober-Ausgabe kommt leider etwas später heraus als sonst. Es gab – wie eigentlich immer – Verzögerungen beim Druck. Zusätzlich pendelte ich im September zwischen meinen drei Wohnsitzen hin und her. Bis Jahresende reduziere ich auf zwei oder einen Wohnsitz, und dank Corona wird man ja nun sowieso häuslicher und sesshafter. Neuerdings soll sogar der innerdeutsche Reiseverkehr kontrolliert werden. Vielleicht hätte ich doch alle Wohnsitze behalten sollen, damit ich mir immer aussuchen kann, aus welcher Region ich gerade angeblich komme. Ich hoffe, diese apokalyptische Pandemie verzieht sich bald wieder!

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Hagebuttenstrauch“ von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen[at]geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

Juli bis September 2020

„Kühn hat Ärger“ ist Jan Weilers zweiter Krimi über Hauptkommissar Martin Kühn aus München. Die Hörbuchfassung liest der Autor selbst mit der gewohnten Ironie in der Stimme. Normalerweise mag ich Krimis überhaupt nicht. Aber diese schon. Jan Weilers Ermittlungsromane bieten genau das, was dieses Genre bestenfalls sein kann: Der Kommissar stöbert in verschiedenen Winkeln der Gesellschaft, sammelt nicht nur Fakten, sondern auch Ansichten von Menschen, mit denen er und wir im Alltag sonst nie zu tun hätten. Bei dieser Sozialstudie gerät er an die Extreme, an den Rand von Abgründen. So übt der Krimi Gesellschaftskritik besonders eindringlich dadurch, dass es zum Mord gekommen ist. In dieser Geschichte sterben gleich zwei Jugendliche: Amir wird an einer Straßenbahnhaltestelle gefoltert und zu Tode geprügelt, während Janina den vergifteten Joghurt eines Supermarkterpressers erwischt. Gleichzeitig beschäftigt Kühn noch sein eigener Alltag, Ehe- und Gesundheitsprobleme, finanzielle Engpässe und Nachbarfeindschaften.

Diese ganzen Belastungen haben Kühn zum Zusammenbruch und in die Reha geführt. Nun ist er wieder im Amt, doch sein Kollege und früherer Freund Steierer mag nicht so gerne die Leitung der Dienststelle zurückgeben. Als der siebzehnjährige Amir brutal ermordet wird, jubelt die rechtsradikale Nachbarschaft über einen kleinkriminellen Ausländer weniger und Kühn fragt sich, woher die das so bald wissen. Sind sie die Täter oder gibt es eine undichte Stelle? Es wird ihn gar nicht freuen, als er erfährt, wo die vertraulichen Informationen abfließen. Die Täterschaft muss er jedoch woanders suchen: unter den Gutmenschen, die Amir für seine Freunde gehalten hatte. Amir stahl und kiffte, trieb sich mit seinen Kumpels überall herum, nur selten auf der Schule. Doch dann lernt er Julia kennen, ein Traumbild aus einer anderen Welt, mit einer Hand ohne Kratzer und Brandspuren, die ihm sofort auffällt. „Dieses Mädchen war so schön, dass Amir augenblicklich eine Ausbildung zum Mechatroniker gemacht hätte, wenn er ihr damit einen Gefallen hätte tun können. Für sie würde er sich nackt in die Berufsschule setzen oder sogar eine Lehre als Leichenwäscher oder Biogärtner anfangen.“ Fürs Erste geht er wieder zur Schule, schreibt gute Noten und plant sogar, das Abitur zu machen. Alles für Julia, die tagsüber sowieso keine Zeit für ihn hat. Julia stammt von einem anderen Planeten: Die van Hautens sind so unvorstellbar reich, dass es für sie kein Limit gibt. Jedes Problem lässt sich mit Geld aus der Welt schaffen, wenn nur der Betrag stimmt. Dabei sind sie noch sympathisch, freundlich, zärtlich. Ohne Vorurteile nehmen sie Amir in ihre Familie auf und beschenken ihn reich. Das motiviert ihn, ein neuer, ein besserer Mensch zu werden und sich Julia als würdig zu erweisen. Und dann wird er getötet. Von wem? Von alten Freunden, neuen Freunden oder einer Zufallsbekanntschaft an der Haltestelle? Amir ist ein zwiespältiger Charakter: sanft und aggressiv, loyal und kriminell. Hat ihn das getötet? Nein. Amir wechselt mit dem Umfeld auch tatsächlich den Charakter. Doch jemand anderer ist ein janusköpfiger Täuscher. Kühn fährt nicht nur mit derselben Straßenbahn nach Grünwald, sondern gerät auch sonst auf Amirs Spur: Er wird von den van Hautens willkommen geheißen, bewirtet, eingeladen. Ein anderer Partygast erklärt ihm das mit dem Reichsein, z. B. wie man dann keine Steuern bezahlt. Er gibt ihm auch Tipps, was er gegen die Reformbank unternehmen kann. Diese hatte der ganzen Weberhöhe, wo Kühn wohnt, Häuser auf chemisch verseuchtem Boden gebaut und drücken sich nun vor der Verantwortung. Zufällig

weiß die Partybekanntschaft, dass das Problem in der Bank bekannt war und derjenige, der den Vorstand davor warnte, wegen dieser „Nerverei“ seinen Job verlor. Kühn, der gleichzeitig noch den Supermarkterpresser sucht, sowie eine Erklärung für die häufige Abwesenheit seiner Frau, zusätzlich ein Führungskräfte-seminar absolvieren muss, erkennt einen Tag zu spät die Zusammenhänge. Der Täter ist gerade geflüchtet. Bei seinen Nachforschungen deckt Kühn jedoch ein Gespinnst aus Vertuschung auf, an kranken Verflechtungen und Perversionen. Die Geschichte erhält eine gewisse Symmetrie dadurch, dass er eine tötet, weil er zu viel Geld besitzt, und der andere, weil ihm die Schulden über den Kopf wachsen. Ich werde nie wieder den Satz „Unser Kind macht so etwas nicht!“ hören können, ohne eine Gänsehaut zu bekommen.

Im dritten Band „*Kühn hat Hunger*“ geht es weniger um Diäten als mehr um das Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Kühn befolgt die Regeln des Abnehmbuchs von Macho Kabarak, um für seine Frau wieder attraktiver zu werden. Dabei ignoriert er ihre regelmäßigen Hinweise auf das, was ihr wichtiger wäre, nämlich Gleichberechtigung. Und das genau zu der Zeit, als sich Kühn auf der Suche nach dem Mörder einer Tänzerin aus dem Rotlichtviertel auch in die Szene der „einsamen Arschlöcher“ begeben muss. Wie es der Zufall will, bin ich genau während dieser Lektüre über diesen Zeitungsartikel gestolpert:

www.tagesspiegel.de/themen/reportage/das-netzwerk-der-antifeministen-wenn-fragile-maennlichkeit-gefaehrlich-wird/26072892.html

So begegnete mir der Begriff „Incel“ gleich zwei Mal am selben Tag. Incel steht für „unfreiwilliger Junggeselle“. Als ich in dem Artikel las, manche Incels forderten, dass Frauen zum Geschlechtsverkehr verpflichtet werden müssen, musste ich lachen. Vor meinem Schriftstellerauge sah ich mich selbst, wie ich eine Karte aus dem Briefkasten fische, ähnlich der Wahlbenachrichtigung, auf der steht, wo ich mich nächsten Monat am Samstagabend zur Ableistung meine Sexverpflichtung einzufinden habe. Auf der Rückseite werden im Kleingedruckten sowohl einzuhaltende Hygienemaßnahmen als auch Strafandrohungen bei Nichterscheinen angekündigt. Und ich muss dann zusehen, dass ich mir entweder ein ärztliches Attest besorge oder eine Sexbestätigung von einem guten Freund, für den ich dafür zum Dank den Garten umgrabe oder seinen Drucker repariere oder so. Ich drücke mich selten um irgendwelche Pflichten, aber darum würde ich mich garantiert drücken!!

Aber zurück zu Kommissar Kühn. Mit gewohntem Mit- und Bauchgefühl macht er sich an seine Ermittlungen in dem Mordfall an dem jungen Mädchen aus Estland. Auch wenn sein Bauchgefühl unter dem knurrenden Magen leidet und ständig sein Konkurrent Steierer quer schießt und mit ihm sogar um die Besprechungskekse konkurriert. Eigentlich hatte ich bis zuletzt gehofft, die beiden ehemaligen Freunde würden sich wieder vertragen, insbesondere als sich herausstellt, dass keiner von beiden die Stelle als Hauptkommissar bekommen wird, sondern als lachende Dritte ist eine Frau dran (Frauenförderung). Allerdings hat Steierer Kühn wegen seines Toilettenpapierdiebstahls angeschwärzt, und das ist ja nun wirklich das Allerletzte, auch wenn man sagen muss, dass Kühn durch das Nichtlesen der internen Memos fahrlässig entging, dass die Mitarbeiterküche aus aktuellem Anlass gerade kameraüberwacht wird. Aber er hat Wichtigeres zu tun als Zettel zu lesen und auf dem Heimweg Clopapier zu kaufen.

Er muss herausfinden, wer der jungen Tänzerin erst die Zähne ausgeschlagen, dann einen Schädelbruch verpasst und sie dann bewusstlos in einen Baustellenschacht geworfen hat, wo sie erst zwei Tage später erfor. Dafür durchforstet er einen Campingplatz, befragt

verschiedene Gestalten des Rotlichtmilieus, recherchiert an der Würstchenbude und legt sich mit den Kollegen vom Hauptbahnhof an. Zuletzt machen er und seine Kollegen einen spontanen Ausflug per Zug an den Gardasee, wo sie leider wenige Augenblicke zu spät einen Wohnwagen stürmen.

Dieser Ausflug in die Welt des Geschäfts mit Sex und Hoffnung, der Verdinglichung der Frau und der Persionen lässt Kühn sein friedliches Zuhause umso mehr genießen. Darum will er seinen Lieben einen besonders schönen Urlaub gönnen. Nur leider kostet der Geld. Die Beförderung oder die Entschädigung von der Baufirma wären darum umso wichtiger. Camping ist das dritte im Roman sich wiederholende Thema, aber irgendwie verbindet Kühn damit nur zahlreiche nicht so gute Erinnerungen.

Der Fall bietet Kühn zahlreiche Anknüpfungspunkte, um über das Verhältnis zwischen Frauen und Männern nachzudenken: „Es sind immer Männer. Nur Männer prügeln auf Frauen ein und werfen sie in einen Schacht aus Beton. Mir soll keiner erzählen, es gäbe keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen.“ Während Steierer zunächst auf sexistische und ausländerfeindliche Weise herumspekuliert, zeigt sich schon recht früh, dass Klischees uns nicht weit bringen. Der Pathologe lobt den vorbildlichen Zustand der Zähne des Opfers, und der erfahrene Zuhälter attestiert ihr nach einem Blick auf das Foto, dass sie keine Prostituierte sein könne, denn das hinterließe sichtbare Spuren. Im Gegenteil war es Ilmes Unschuld, die die Männer in die Tanzbar lockte. Trotzdem war sie für den Barbesitzer Eigentum, Kapital und Werkzeug, so dass ihr Mord für ihn als persönlicher Angriff gilt. Jemand hat sein Eigentum beschädigt! Dafür sucht er Rache. Man hofft als Leser, dass die Polizei schneller sein wird und den Mörder zuerst findet, und bis zuletzt bleibt es ein knappes Rennen.

Seinen Diät-Ausnahmetag will Kühn eigentlich im Restaurant „Bella Italia“ ausklingen lassen, um dort zu schlemmen. Stattdessen muss er spontan nach Italien und knabbert dort abends im Hotel noch Erdnüsse zum Preis von 7 €.

Zuletzt schlussfolgert er: „Ich sage nichts mehr, was man mir als Schwäche auslegen könnte. Beim derzeitigen Stand der Dinge bedeutet das allerdings, dass ich für den Rest meines Lebens schweige.“ Zu guter Letzt stellt sich noch heraus, dass Kabarak leider doch kein seriöser Autor ist und Kühn einfach der bleibt, der erst ist, nachdem der Jojo-Effekt die Erfolge von 10 Tagen Hunger wieder beseitigt hat. Dabei übersieht er ganz, dass seine Frau ihn trotz Bäuchlein und Altersweitsicht immer noch liebt.

„Und das Licht scheint in der Finsternis“ von Leo Tolstoi ist ein dünnes Büchlein über ein Herzensthema des Autors und aller anständigen Leute: Was tun, wenn man das Richtige erkannt hat und das Richtige tun will, aber dann steht man mit seiner Meinung ganz alleine da? Die Ehefrau weint, der Priester predigt, die Schwägerin und die Staatsmacht drohen? Von Fremden verlacht zu werden, ist nicht das Schlimmste, auch nicht, wenn alle sich einmischen. Aber was ist mit denen, die man liebt? Gegenüber denen man Verpflichtungen hat? Darf der Grundbesitzer sein Hab und Gut den Armen schenken und damit seine Kinder zu Bettlern machen? Kann man sich dem Wehrdienst verweigern, ohne für verrückt erklärt zu werden? Doch wenn man dem Druck nachgibt, wird man zum inkonsequenten Heuchler. „Sollte es ein Irrtum sein, dass ich an dich glaube? Hilf mir, mein Gott!“, ruft Nikolaj Ivanovic Sarynzew, nachdem ihn alle Verbündeten im Stich ließen. Dieses Buch ist das letzte Werk Tolstois und sollte der Beginn seiner Autobiographie werden. Allerdings schrieb er sie nicht zu Ende, sondern verließ seine Familie, um als Landstreicher arm wie Jesus herumzuziehen. Leider

überstand seine Gesundheit die anstrengende Flucht nur wenige Tage, und er starb bald an einem Bahnhof.

Ich las noch ein paar mir bisher unbekannte Tolstois, die mich leider nicht überzeugen konnten. Die Geschichte „*Die drei Tode*“ ist ein recht triviales Rührstück über den Tod, „*Der lebende Leichnam*“ eine peinliche Räuberpistole. „*Der Tod des Iwan Iljitsch*“ ist richtig schlecht geschrieben, und mir blieb unklar, was der Autor uns mit dem langsamen Sterben des Richters sagen wollte. In scheinbar geschwätzigem Ton wird die Biographie des Iwan Iljitsch erst lapidar zusammengefasst und die letzten Wochen seines – eventuell eingebildeten – Leidens langatmig nachgezeichnet. Das Prinzip „zeigen, nicht behaupten“ wird hier gar nicht berücksichtigt.

Jay Parinis „*Tolstoj's letztes Jahr*“ liest sich wie ein Tolstoj-Roman: Leidenschaftliche Personen leben zusammen, lieben und hassen einander, gestalten die Zukunft der Gesellschaft und streiten sich über Nichtigkeiten. Nur ist diese Geschichte wahr. Da unter den Tolstojanern das Tagebuchs Schreiben üblich war, konnte Jay Parini das letzte Lebensjahr Tolstoj's aus den persönlichen Notizen von einem halben Dutzend Personen rekonstruieren. Graf Tolstoj ist jetzt 82 Jahre alt. Mit seiner deutlich jüngeren Frau, Sofja Andrejewna, seinen jüngsten Kindern, seinem Sekretär und seinen Anhängern lebt er in einem bunten Haushalt, der ihn immer mehr überfordert. Die schwerste Last jedoch bedeutet ihm, dass er sich als Heuchler fühlt. Er predigt Bescheidenheit und lebt im Luxus, er möchte sein Hab und Gut und besonders die Rechte an seinen Büchern dem russischen Volk schenken, und doch wagt er es nicht, seine Kinder zu enterben. Sofja leidet darunter, dass ihr Leben mit dem Grafen sich nicht so entwickelt hat wie erwartet: „Kein Wunder, dass ich mich hier in der Wildnis, von Barbaren umgeben, einsam fühle.“ Mit Vorwürfen und Eifersucht machen die Eheleute einander das Leben schwer.

Alle lieben Tolstoj: seine Frau, seine Kinder, die Angestellten und Freunde. Seine glühendsten Verehrer glauben: „Durch ihn spricht Gott.“ Alle lieben ihn und doch arbeiten sie alle durch ihre Konflikte zielstrebig darauf hin, ihn emotional zu vernichten. Wie alle Biographien endet auch dieses Buch mit dem Tod der Hauptperson.

Sehr schön fand ich Tolstoj's Definition der Liebe: „Die Liebe ist die Vereinigung von Seelen, die durch den Körper voneinander getrennt sind. Sie ist eines der Zeichen von Gottes Gegenwart in dieser Welt. Ein anderes ist die Fähigkeit, einander zu verstehen. Ich vermute, dass es unzählige Zeichen Gottes gibt, aber wir neigen dazu, sie nicht zu bemerken. Dennoch nehmen wir durch Liebe und Verständnis die Gegenwart Gottes wahr, selbst wenn uns das Wesen Gottes entgeht. Es ist etwas, was das menschliche Verstehen übersteigt, obwohl wir – ich muss das mit allem Nachdruck sagen – durch die Liebe die göttliche Gegenwart spüren können.“

Eine zwölfteilige Romanserie über den Weltuntergang haben Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins geschrieben. Sie trägt den Titel „*Die letzten Tage der Erde*“. Die ersten sechs Bände habe ich diesen Sommer gelesen. Die ersten beiden tragen die Titel „*Finale*“ und „*Die Heimsuchung*“. Literarisch haben sie mich nicht überzeugt, aber ich werde sie trotzdem weiterverfolgen. Es ist ganz interessant, die im Original recht wirre Offenbarung des Johannes als Roman interpretiert zu lesen. Alles aus der Bibel wird hier wörtlich ausgelegt, und daraus ergibt sich eine welterschütternde, dramatische Handlung. Die Geschichte startet mit der Entrückung. Weltweit verschwinden zahlreiche Menschen im selben Moment. Über die Ursache wird viel

spekuliert. Reporter Cameron „Buck“ Williams recherchiert weltweit und kommt selbst zu der Überzeugung, dass es sich um die in der Bibel erwähnte Entrückung handelt. Er bekehrt sich zum Christentum und schließt sich einer kleinen vierköpfigen Gruppe namens „Tribulation Force“ an, die beschlossen hat, sich dem vorhergesagten Antichristen entgegen zu stellen. Angeleitet und gelehrt werden die drei Neuchristen Rayford, Chloe und Buck von Pastor Bruce Barnes. Rayford ist einer der besten Piloten der Welt und Chloe seine Tochter. Zunächst ist es nur eine Ahnung, die immer mehr zur Gewissheit wird: Nicolai Carpathia ist der Antichrist. Der junge, charismatische Politiker aus Rumänien, der, gerade noch ein Unbekannter, plötzlich die wichtigsten politischen Ämter aufgedrängt bekommt und einen Milliardär beerbt, dem innerhalb von Wochen unbegrenzte finanzielle Mittel und unbegrenzte Macht zufallen, und dessen Manipulationsmacht über Menschen enorm ist, dieser Mann wird die Welt zerstören und die Prophezeiungen wahr machen. Seine Bescheidenheit und sein Pazifismus sind nur gespielt. Durch Zufall oder durch das Wirken Gottes wird Rayford der Pilot Carpathias und erlebt so dessen Reaktionen auf politische Ereignisse direkt mit, insbesondere auch dessen kaum verhohlene Freude über den Ausbruch des Dritten Weltkriegs. Buck leitet eine der vielen von Carpathia gekauften Zeitungen. Auf diese Weise ist die Tribulation Force dem Antichristen nahe, obwohl sie das gar nicht wollen. Ihr Glaube macht sie glücklicherweise immun gegen Carpathias Manipulationen.

Leider sind die handelnden Personen nicht besonders gut entworfen. Sie bleiben klischeehaft. Ihre Überlegungen werden zwar ausführlich dargestellt, aber sie wirken kopflastig. Diese Bücher sind gespickt mit Beispielen dafür, wie es sich liest, wenn man das schriftstellerische Prinzip „zeigen, nicht behaupten“ ignoriert. Es wird in der Tribulation Force zwar viel gegrübelt und diskutiert, aber das wirkt alles konstruiert. Der einzige, der durch sein Handeln und Reden echte Tiefe erhält, ist der Antichrist selbst. Dieser wirkt sehr authentisch und erinnert mich an den einen oder anderen Manager, den ich aus dem Berufsleben kenne. Ich hätte mir gewünscht, dass die vier Mitglieder der Tribulation Force von den Autoren genauso sorgfältig behandelt worden wären. Sie treffen viele Menschen und gründlich unrealistisch ist die Geschwindigkeit, mit der sie fremden Menschen vertrauen und insbesondere andere ihnen vertrauen. Freundschaften und Bündnisse entstehen innerhalb von Minuten. Buck wird z. B. vom amerikanischen Präsidenten ins Vertrauen gezogen, nur weil er ihn ein einziges Mal interviewt hat. Man kann das mit dem Wirken Gottes erklären, aber als Schriftsteller sollte man eigentlich Wunder vermeiden, wo sie unnötig sind. Am Ende des zweiten Bands bricht der Dritte Weltkrieg aus, Washington, Chicago und London werden bombardiert.

Im dritten Band, „*Das Nicolai-Komplott*“, tobt der Dritte Weltkrieg: „Die Welt zerstörte sich selbst und niemand würde diesen Krieg überleben.“ Die Tribulation Force bekommt ihre ersten gefährlichen Einsätze. Chloe wird beinahe bei dem Bombardement von Chicago getötet. Sie entkommt ganz knapp, weil ihr Vater Carpathia belauscht und sie gewarnt hatte, sie solle ohne zu packen sofort die Stadt verlassen. Das war knapp! Chloe und Buck verlieren also nicht nur ihre Wohnung im zerstörten New York, sondern auch ihr Reisegepäck aus dem Hotelzimmer in Chicago. Buck unternimmt eine gefährliche Reise nach Israel, um dort Tsion Ben-Judah zu retten, den jüdischen Gelehrten, der nach drei Jahren Quellenstudium öffentlich bekundete, dass Jesus der Messias war. Daraufhin wurde seine Familie ermordet, er tauchte unter. Zum Glück schreckt Buck vor keiner Gefahr zurück und vertraut auf Gottes Rat und Schutz. Und er hat einen abenteuerlustigen freiberuflichen Learjet-Piloten an der Hand, der ihn gegen gutes Geld überall hin und überall herausbringt.

Carpathia arbeitet weiter an seiner Macht: „Noch bevor jemand wusste, was passierte, war Nicolai Carpathia [...] stillschweigend zum militärisch mächtigsten Pazifisten in der Geschichte der Erde aufgestiegen.“ Alle Staaten haben 90 % ihrer Waffen vernichtet und die restlichen 10 % Carpathia zur Verfügung gestellt. Mit Hilfe der neuen Weltreligion und deren Oberhaupt, des ehemaligen katholischen Papstes, soll eine bewaffnete Geheimpolizei gegründet werden und die Reinheit der Gedanken kontrollieren. Zusätzlich ist es Carpathia wichtig, dass die nach dem Weltkrieg dezimierte Weltbevölkerung nicht mehr so schnell ansteigt: „Angesichts der enormen Kosten für den Wiederaufbau kann es nur positiv sein, wenn wir weniger Menschen zu ernähren haben. Auf diese Weise erreichen wir schneller und billiger unser Ziel der wirtschaftlichen Gleichstellung aller Menschen. Nachdem die Bevölkerungszahl abgenommen und sich anschließend stabilisiert hat, müssen wir darauf achten, dass sie danach nicht wieder explosionsartig in die Höhe schnellt. Mit einer entsprechenden Gesetzgebung in Bezug auf Abtreibung, Sterbehilfe und die Reduzierung der aufwendigen Versorgung kranker und behinderter Menschen sollten wir in der Lage sein, eine weltweite Bevölkerungskontrolle auszuüben.“

Buck leitet weiterhin eine der wichtigsten, wenigen übrigen Zeitungen und nutzt seine Macht und Leitartikel, um seiner Religion eine Stimme zu geben. Das kann aber nicht mehr lange so weitergehen. Darum sorgt er vor und bereitet sich darauf vor, unterzutauchen. Außer Maßnahmen zu ihrer Sicherheit und der Missionierung unternimmt die Tribulation Force jedoch wenig, weil sie wissen, dass alles vorherbestimmt ist. Es hätte keinen Sinn, den Antichristen ermorden zu wollen, weil seine Zeit noch nicht gekommen ist.

Am Ende von Band 3 treten das weltweite Erdbeben und der Meteoritenschauer ein, welche die Bibel voraussagt („Der Zorn des Lamm“) und von dem die Wissenschaftler behauptet hatten, dass es nicht kommen könne, denn Erdbeben seien immer regionale Ereignisse. Da Rayford mit Carpathia im selben Hubschrauber sitzt, kann er immerhin sicher sein, nicht von einem Meteoriten getroffen zu werden. Denn Carpathia wird erst in 21 Monaten sterben, dann wieder auferweckt werden und weitere dreieinhalb Jahre leben bis zum Ende der Welt. Heute starten die sieben Trompetengerichte.

Die Handlung nimmt also Fahrt auf. Zum ersten Mal wird auch deutlich, was Glaube bedeutet. Bisher schien die christliche Religion vor allem aus Grübeleien und Bibelstudium zu bestehen. Nun ist sie Anleitung zum Handeln, Schutz und Kraftquelle. Die gemeinsame Überzeugung macht aus Fremden Verbündete, die gegen das Böse zusammenhalten.

Band 4 „Die Ernte“ spielt nach dem Erdbeben. Eine richtige eigene Handlung hat dieses Buch nicht. Hier finden die Aufräumarbeiten statt, Vermisste werden gesucht und gefunden, und das große Treffen der Zeugen in Jerusalem wird vorbereitet, das in Band 5 stattfinden wird. Buck sucht in Boston nach Chloe und Rayford in Bagdad nach Amanda, und nebenbei wird noch Hattie vermisst. Die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau gefällt mir gar nicht: Die Frauen müssten gerettet werden, und die Männer organisieren diese Rettung. Da Sie es sowieso erfahren werden: Buck kann Chloe finden, muss sie jedoch aus dem Krankenhaus schmuggeln, bevor die Weltgemeinschaft sie als Geisel nehmen kann, um sie gegen Tsion auszutauschen. Hattie wird vergiftet, kann aber ebenfalls noch mit dem Leben davon kommen. Amanda dagegen starb bei einem Flugzeugabsturz. Ihr Flugzeug befand sich gerade im Landeanflug, als die Erde unter ihnen wegbrach. Das gesamte Flugzeug versank im Fluss Tigris. Es kommt der Verdacht auf, Amanda sei eine Spionin Carpathias gewesen, die dieser in die Tribulation Force eingeschleust hat. Carpathia dagegen läuft zu Hochform auf. Er hat seinen Assistenten Fortunato aus den Trümmern des Bürogebäudes geholt und von den Toten

auferweckt. Seitdem ist er Fortunatos Gott. Seit dem Erdbeben erkennen die Christen einander am Kreuz-Zeichen auf der Stirn, das nur ihre Brüder und Schwestern sehen können. Was bedeutet es, dass Amandas Leiche nicht das Zeichen trägt? Dass sie wenige Minuten zu früh starb oder dass sie eben doch eine Verräterin war?

Band 5 trägt den Titel „*Apollyon*“, den Namen eines Dämons. Die Haupthandlung des Buchs kreist um die Konferenz der Zeugen in Jerusalem. Die ganze Tribulation Force einschließlich dem gesuchten Tsion Ben-Judah und der schwangeren Chloe reisen an. Carpathia lädt sich selbst als Redner auf die Bühne ein und spielt den Gastgeber. Er sagt sogar: „Viele sagen, ich sei der allerhöchste Gott.“ Doch dann wird ihm eine Wasserflasche gereicht, deren Inhalt sich in Blut verwandelt. Er schäumt und behauptet, man habe ihn vergiften wollen. Doch er hatte der Veranstaltung und ihren Besuchern Sicherheit versprochen und hält sich dran, scheinbar. Ben-Judah kann nur unter abenteuerlichen Manövern sicher außer Landes gebracht werden. Ein Mitglied der Tribulation Force jedoch verliert dabei sein Leben, Buck fällt aus dem startenden Flugzeug und muss erstmal in Israel bleiben.

Weitere Katastrophen suchen die Welt heim: Sonne, Mond und Sterne verdunkeln sich um ein Drittel, was sofort das Klima und die Vegetation beeinflusst. Alle frieren, außer Carpathia. Zuletzt wird die Erde von fliegenden Metallheuschrecken heimgesucht, die alle Nichtchristen beißen und ihnen damit unsägliche Schmerzen zufügen. Fünf Monate lang dauert diese Qual, aber alle Versuche zu sterben, scheitern. Niemandem gelingt der Selbstmord.

Während die Welt den Bach runter geht, baut die Tribulation Force ihr Team aus. Noch zwei weitere enge Mitarbeiter Carpathias stehen auf ihrer Seite. Sie befinden sich im zweiten Jahr der Trübsalszeit. Noch fünf Jahre bleiben bis zur Wiederkunft von Jesus. Sie müssen sich darauf vorbereiten, dass sie irgendwann nicht mehr einkaufen können, weil sie das Zeichen des Kreuzes auf der Stirn tragen und nicht das Zeichen des Tiers. Sie entwickeln also ihr eigenes Netzwerk aus Lebensmittelherstellern und Handelswegen. Dass sie über Piloten und Flugzeuge verfügen, ist da sehr hilfreich. Durch ein Erbe wird die Tribulation Force reich. Hattie hat eine Fehlgeburt, doch Chloe bringt einen gesunden Jungen zur Welt. Die verstockte Hattie bekehrt sich immer noch nicht und wird sogar beinahe zur Verräterin.

Band 6, „*Die Verschwörung*“, beendet die erste Hälfte, die ersten dreieinhalb Jahre der Trübsalszeit. Inzwischen lebt die Tribulation Force in ihrem Versteck. Nur noch wenige Christen arbeiten für den Antichristen, doch diese liefern wichtige Informationen. Leider stirbt noch ein Mitglied der Tribulation Force. Die Autoren achten darauf, dass das Kernteam des Widerstands nicht besser wegkommt als der Rest der Menschheit. Die Hälfte derjenigen, die bei der Entrückung zurückgelassen wurden, ist inzwischen durch die zahlreichen Naturkatastrophen gestorben, die die Erde gebeutelt haben. Die Tribulation Force dagegen wird auch durch die Schergen des Antichristen dezimiert.

Die große Katastrophe dieses Bandes sind die feurigen Reiter, Millionen von ihnen, die in Horden über die Erde und den Himmel schweben, auf Pferden mit Löwenschwänzen, die Schwefel und Qualm erzeugen und damit Ungläubige töten, während sie einige Mitglieder der Tribulation Force aus Lebensgefahr erretten.

Laut der Prophezeiung sterben nach der Hälfte der Trübsalszeit die beiden Zeugen in Jerusalem und fahren in den Himmel auf. Carpathia lässt es sich nicht nehmen, sie eigenhändig zu ermorden anlässlich einer großen einwöchigen Gala, die er genau zu dieser Zeit in Jerusalem veranstaltet. Auch Carpathia kennt die Prophezeiungen und Ben-Judahs Auslegungen. Allerdings ist dies auch der Zeitpunkt, zu dem der Antichrist sterben und wieder auferstehen soll. Bis zuletzt bleibt spannend, wer ihm den Garaus machen wird: Rayford?

Hattie? Abdullah? Chaim? Am Ende von Band 6 wird die Beerdigung des großen Potentaten, seiner Exzellenz, geplant. Und die Überwachungskameras offenbaren Carpathias Mörder. Ich werde weiterlesen!

Andrea Herrmann

Die Ruine

Es war Mittwoch. Glaube ich. Irgendwann nachmittags, so zwischen drei und vier. Ich saß in meinem Lieblingscafé, dem „Flüsterplatz“ in der Platanenallee und trank einen geeisten Erdbeersmoothie. Es war das große Glas, 0,5 Liter oder mehr. Ich hatte den Strohhalm zwischen den Lippen und versuchte, die dicke, kalte Flüssigkeit einzusaugen, ohne dass sie meine Zähne berührte. Keine leichte Aufgabe.

Mir gegenüber saß ein Freund eines Freundes, Carlos sein Name. Ein Spanier, der in Deutschland lebt und arbeitet. Mitte fünfzig, vielleicht auch jünger. Schwarze Haare, schwarzer Bart, gelbe Zähne. Gedrungene Gestalt, eine seltsame Kappe auf dem Kopf, ausgewaschen, grau oder grün. Irgendwie beides. Kräftige Arme. Er schafft in einem Lager, bei irgendeiner Firma, die man nicht kennt. Ich zumindest nicht, er natürlich schon.

Wir sind eigentlich völlig verschieden, trotzdem saß ich an diesem Nachmittag mit ihm zusammen, in unserem Lieblingscafé. Er hatte eine leere Tasse neben sich stehen, wahrscheinlich ein ehemaliger doppelter Espresso. Ohne Zucker. Wir unterhielten uns über existentielle Fragen, die jedem mal durch den Kopf schwirren. Woher komme ich? Wohin will ich? Warum bin ich, wer ich bin? Es fiel mir schwer, Carlos zu folgen. Er spricht meistens schnell, undeutlich, in gebrochenem Deutsch. Häufig lacht er, und ich lache mit, ohne zu wissen, was lustig ist. Man will sich ja nicht blamieren.

Wir lachten also gerade mal wieder miteinander, als sich ein Mann von rechts unserem Tischchen näherte. Er blieb stehen, sah uns an und lächelte. „Luis!“, begrüßte ihn Carlos. „Luis, setz dich doch zu uns. Du musst nicht alleine an einen Tisch.“ Er sprach plötzlich etwas langsamer. Luis lächelte, gab mir die Hand und lächelte weiter.

„Dich kenn’ ich nicht. Wir sind uns noch nicht begegnet.“ Er lächelte und zog sich einen Stuhl heran.

„Nein, sind wir nicht“, stimmte ich ihm zu. „Aber vielleicht kennst du meinen Freund, der hier öfters an der Theke arbeitet. Erik.“ Luis schloss die Augen und lächelte. Dann sah er kurz mich an, dann Carlos.

„Erik“, wiederholte er. „Erik? Nein, nein. Ich kenne Carlos.“ Carlos nickte und fügte hinzu: „Ihr habt euch noch nicht getroffen, Erik und du.“ Luis schloss wieder die Augen, summte und bewegte seinen Kopf von rechts nach links.

„Nein“, stimmte er zu. „Nein. Aber wenn er hier ist und ich, ich bin ja auch oft hier, also, jetzt, dann... Vielleicht, meine ich, rede ich dann mal mit ihm, wie mit Carlos. Carlos, wie vorgestern, als wir...“ Er verstummte und sah mich mit einem sanften Blick an. „Aber du... ich meine, ich weiß immer noch nicht, wie du heißt, kein Problem, aber du kannst mir folgen. Ich... ich bin für dich da, so wie Carlos für mich da war. Und ist. Verstehst du?“

Er wandte sich an den Spanier, der ihn mit einem leichten Lächeln auf den Lippen unentwegt ansah. „Weißt du, Carlos, weil... Du bist mein Meister, und ich bin jetzt seiner. Er ist jetzt also, wenn ich das so sagen kann, mein Jünger. Und wir sind Jünger von dir.“

Luis strahlte sein Gegenüber an und legte mir eine Hand auf die Schulter. Eine große Hand, die beinahe meinen halben Oberarm bedeckte. Ich spürte die klebrige Wärme, die von ihr ausging. Sie sickerte durch den dünnen Stoff meines Shirts und breitete sich über meine rechte Schulter aus.

Luis nickte, schloss die Augen, summte leise, nickte wieder in einer langsamen, fließenden Bewegung mit dem Nacken und lächelte. Dann schüttelte er plötzlich den Kopf, zog die Brauen zusammen und stöhnte laut. Sein Griff wurde fester, dann wieder sanft und er tätschelte mir meinen Arm, immer wieder, in einem seltsam fremdartigen Rhythmus, fast so, als handle es sich dabei um eine mir unbekannt Form der Kommunikation.

Ich bemühte mich, meinen Blick von Luis zu wenden und sah Carlos an, der mir beruhigend mit beiden Augen zuzwinkerte. „Red' ruhig weiter, Luis“, bat er mit seiner tiefen, leicht rauchigen Stimme. „Wir hören dir gern zu.“ Luis lächelte.

„Ja, ich muss auch reden. Ich muss... ich muss es sagen, so wie's ist, weil, ich bin, wie ich bin, und nur, wenn ich das auch sage, komme ich zu meinem Herrn. Er ist bei mir, und ich bin, wie ich bin.“ Er wandte sich an mich und sah mich eindringlich an. „Und das musst du auch verstehen. Wir kennen uns nicht, ich weiß immer noch nicht deinen Namen, aber das macht nichts. Es ist, wie es ist, und ich bin da für dich.“

Ich nickte und versuchte, den Kloß runterzuschlucken, der sich in meinem Hals gebildet hatte. Luis legte nun auch seine zweite Hand auf meine Schulter.

So saß ich also in meinem Lieblingscafé, mir gegenüber Carlos, neben mir ein Mann, der mich mit beiden Händen gepackt hielt und leise summte und stöhnte. Ich roch seinen Atem, unangenehm, feucht. Ich versuchte, mich nicht zu verkrampfen, entspannt zu bleiben. Carlos schien mir anzusehen, dass ich mich nicht wohlfühlte.

„Luis“, begann er leise, aber bestimmend. „Lass ihn mal ein bisschen in Ruhe.“ Luis lächelte, nickte, tätschelte meinen Arm und ließ von mir ab, nicht ohne noch einmal laut zu stöhnen. Dann schloss er die Augen, öffnete sie wieder und holte aus seiner Hosentasche einen Geldbeutel aus dunklem Leder hervor. Er legte ihn auf den Tisch.

„Willst du dir einen Kaffee holen?“, fragte Carlos. Luis wog den Kopf von links nach rechts, lächelte und meinte nur: „Was du willst, Carlos. Gerne. Was du für richtig hältst.“ „Dann hol dir jetzt mal einen Kaffee, Luis. Ich lad dich auch ein, wenn du möchtest.“

Luis nickte, lächelte und entgegnete mit einer Mischung aus Nicken und Kopfschütteln: „Gerne, danke, was du für richtig hältst. Man muss tun, was man tun muss, was man für richtig hält.“ Dann stand er auf und ging in Richtung Theke. Dabei ließ er allerdings seinen Geldbeutel auf dem Tisch liegen. Ich sah ihm nach und fragte mich, ob ich ihn darauf aufmerksam machen sollte, doch er war schon bei der Schlange angekommen.

„Da siehst du's“, sagte Carlos plötzlich leise. Ich drehte mich wieder zu ihm um. „Das ist jemand, der von anderen Menschen kaputt gemacht wurde. Eine menschliche Ruine.“

Eine menschliche Ruine. Eine Ruine. Ich blickte wieder in Richtung der Theke, aber Luis stand schon nicht mehr dort. Er stützte sich auf einen der leeren Tische und blickte ins Leere.

„Man muss sich immer bewusst sein, wie gut es einem geht“, fing Carlos wieder an. „Jeder Tag ist ein Geschenk.“

Luis warf einen Blick zu uns hinüber, lächelte, winkte, und kam wieder auf uns zu. Als er unseren Tisch erreichte, legte er ein Handy auf den Tisch, direkt neben seinen Geldbeutel. Einen Kaffee hatte er nicht dabei. Er setzte sich wieder. Dann begann er, leise zu murmeln,

einfach so, vor sich hin. Carlos ignorierte ihn und sah mich mit einem leicht melancholisch wirkenden Lächeln an.

„Tja“, sagte er nur und faltete die Hände vor sich auf der Tischplatte.

„Meinst du, er ist ... trotzdem glücklich?“, fragte ich ihn. Mein Gegenüber nickte langsam und nachdenklich. „Ich denke, auf seine Weise, ja. Aber das ist nicht selbstverständlich.“

„Was hat er?“, fragte ich und bemerkte, dass sich meine Stimme belegt anhörte. Carlos atmete tief durch und lächelte geistesabwesend in Richtung Luis, der weiterhin in eine unbestimmte Richtung redete. „Ich weiß es nicht genau. Aber ich finde, bei ihm kann man sehen, dass eine Krankheit im Kopf mindestens genauso schlimm sein kann wie eine körperliche. Viele Menschen verstehen das nicht.“

Wie auf ein Stichwort fing Luis plötzlich an, auf eine geradezu unnatürliche Art und Weise zu lachen. Er warf seinen Kopf in den Nacken und kicherte wie ein kleines Mädchen, sehr laut und beinahe hysterisch. Carlos warf ihm einen Blick zu, ohne den Kopf zu bewegen. Seltsamerweise war das Lachen fast ansteckend und ich musste mich konzentrieren, nicht darauf einzusteigen.

Ich spürte, wie sich ein kleiner Schauer über meinen Nacken zog, dann die Wirbelsäule entlangfuhr und knapp über meinem Steißbein ausklang.

Ich musste gehen, es war schon spät. Ich sog den letzten Schluck des hellroten Getränks in meinem Glas aus, stellte es ab und nahm meine Jacke von dem Stuhl neben mir. Auch Carlos machte sich gehbereit und schüttelte Luis die Hand.

„Luis, es war schön, dich mal wieder gesehen zu haben. Bis bald!“

Luis lächelte, machte eine kleine Verbeugung und entgegnete strahlend: „Ja, Carlos, ebenfalls, ebenfalls. Ich komme jetzt öfter her, ich wohne ja jetzt hier. Also, noch nicht, noch haben wir... Aber man kann sagen, eigentlich, eigentlich wohnen wir jetzt hier, also in der Stadt draußen. Eigentlich schon, also sehr bald.“ Carlos nickte.

„Das ist schön, Luis. Alles Gute.“ Auch ich schüttelte dem Mann die Hand und murmelte: „War schön, dich kennenzulernen.“ Luis nickte, schloss kurz die Augen und lächelte. „Ja, du, jederzeit, jederzeit. Schöne Zeit, bis bald.“ „Bis bald“, antwortete ich und verließ zusammen mit Carlos das Café.

Die frische Winterluft blies mir entgegen und zerzauste mein Haar. Ich zog die Jacke enger um mich. Es war kalt. Carlos blieb an einer Kreuzung stehen und verabschiedete sich. Ich ging alleine in Richtung Innenstadt und meine Gedanken beschäftigten sich mit Luis, mit seinem Lachen, seinem Lächeln, seinem Nicken.

Eine Ruine.

Ich atmete zweimal tief durch und beschleunigte meinen Schritt.

Eine menschliche Ruine.

Es war kalt.

Benedict Friederich

geboren 1998 in Würzburg, wohnt seit September 2018 in Regensburg und studiert dort Schauspiel an der Akademie für Darstellende Kunst Bayern. Er hat bereits mehrere Kurzgeschichten in Anthologien veröffentlicht und wurde 2019 für den Ralf-Bender-Preis nominiert. Außerdem ist er in der „Theaterbörse“ mit einem Schultheaterstück vertreten, das seit 2018 neunmal extern aufgeführt wurde.

Der Straßenmusikant

Es war Sonntagnachmittag, und das Wetter war schlecht. Regenschauer wechselten mit sonnigen, trockenen Abschnitten ab. Die Äste und Zweige an den Bäumen bogen sich im Wind. Die Luft war frisch.

Ich war in die City gegangen, um auf andere Gedanken zu kommen. Unter einem Ahornbaum setzte ich mich auf eine Bank und zündete mir eine Zigarette an. Als ich so eine Weile saß und die Leute beobachtete, kam ein Mann heran, der eine Gitarre auf die Brust geschnallt hatte und auf dem Rücken eine Trommel trug. Er zog eine kleine Sackkarre aus Leichtmetall hinter sich her.

Er begrüßte mich kurz durch ein Kopfnicken und stellte sich in Positur. Gespannt, was da nun kommen würde, wandte ich mich ihm ganz zu. Ich erwartete, dass er nun irgendwelche Gassenhauer spielte. Aber zu meinem Erstaunen blies er auf der Mundharmonika, die ich jetzt erst bemerkte und die an einem Gestell vor seinem Mund befestigt war, ein Stück von Bob Dylan. Seinem Aussehen nach hatte ich ihm das gar nicht zugetraut, denn er war etwas vollschlank, trug Turnschuhe und eine dunkle Regenjacke.

Er spielte weitere Stücke, und einige Leute warfen Kleingeld in das Etui seiner Gitarre, welches er auf den Boden ausgebreitet hatte. Manche blieben auch stehen und hörten ihm zu.

Beim zweiten Stück ging er auf und ab. An seinem linken Bein befanden sich Schellen, die klirrten. An seinem rechten ein Zugseil zu einem Klöppel an seiner Trommel, welches sich straffte, wenn er auftrat und den Klöppel auf die Trommel schlagen ließ. An dem Bein mit den Schellen befand sich ein zweiter Zug, der die Metallteller auf seiner Trommel zusammen knallen ließ.

Er spielte noch einige mir unbekannte Stücke im Stil Dylans. Schließlich stoppte er, verstaute seine Gitarre in der Gitarrentasche, nahm die Trommel von seiner Schulter und stellte sie auf die Sackkarre. Ich fragte ihn, ob der Verstärker, der sich in der Trommel befand, nicht zu schwer wäre. Er antwortete, dass es kein Röhrengerät sei. Ich fügte noch hinzu, dass seine Musik toll sei, wofür er sich bedankte.

Schließlich nahm er die Sackkarre auf und setzte sich in Bewegung. Er fügte noch hinzu, dass er nun „wieder dem Balkan die Bühne überlasse“, wobei er sehr wahrscheinlich den Akkordeonspieler meinte, der weiter unten auf der Straße musizierte. Er ging in Richtung Bahnhof, und ich zündete mir eine weitere Zigarette an.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“. Seine Geschichte „Wehmütige Weisen“ erschien neulich in der Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“ im Geest-Verlag in Vechta. Die Beiträge wurden von Menschen mit Behinderungen verfasst.

Das Tier

Das Tier, auf dem er saß, grub sein blankes Metall tief in die wintermüde Erde und brach die grauen Brocken zu umbrabraunen Streifenhügeln. Der Morgenhimmel platzte auf, wie die Schollen, die das Ungeheuer unter seiner Führung über das Feld trieb. Ein Häufchen Spatzen hechtete aus heckenartiger Umgebung. Nebeldecken verschwammen über dem Weiher. Der Frühling nahm den Schleier des Schlafes, den Schleier des Winterschlafes, zerriss ihn und flickte ihn provisorisch.

Gekämpft hatte er mit dem Tier, vorigen Herbst schon, als es sich sträubte, und er es dann doch noch unter seinen Zügeln durch das strohtrockene Korn trieb, einen gelben Walm hinter sich herziehend.

Er schaute nach Osten, wo sich Dunstgefülle dem Tag ergaben. Nach gewisser Zeit riss er das Tier herum und blickte nach Westen, wo die Finsternis am Boden wie ein Tunnel fröstelnd sich der Aufgabe zu erwehren versuchte. Er wusste, dass er das Tier so lange führen musste, bis die Erde unter ihm bereit war, bereit für die nächste Arbeit. Eine Ringelnatter wand sich dem verhassten Ungeheuer gerade noch rechtzeitig aus den Fängen. Heute hatte er den Überblick: Brach lag die Landschaft vor ihm, weit. Aber im Sommer, wenn Kitze sich im Roggen auf die Erde drückten, ging er, um sie zu scheuchen, um ihr Leben zu retten. Trotz seiner vorausschauenden Taten unterlag so manches Lebewesen den messerscharfen Schlägen des Ungetüms. Es überkam ihn dann ein Grauen, im Angesicht des Blutes auf blankem Stahl. Ein flüchtiges Zeichen des Mitleids erfasste ihn, wenn er heute so darüber nachdachte, doch schon lange war es her. Für dieses Jahr sollte kein Getreide auf seinem Acker wachsen, er hatte im Winter die neue Fruchtfolge ausgeklügelt: Mais! Er wollte Mais zum Wachsen bringen. Er sah auf seine rechte Hand. Dicke Hornhautbatzen schälten sich, im Stall zu Hause warteten ein paar Dutzend Kühe, keine rentable Anzahl, wie er wusste, doch mit dem Korn und dem Mais kam er immer wieder bis zum nächsten Frühjahr. Er konnte seine Liebe zur Natur so wenig verleugnen wie die Gutmütigkeit zu jeder Kreatur.

Das Tier unter ihm war brüllend.

Manchmal trug er Ohrschützer, um den inbrünstigen Lärm zu dämpfen, doch heute Morgen ...

Er hörte an dem Krach vorbei und vernahm einen Atemzug der Simplizität des Frühlings; ein Kuckuck rief durch den Morgen.

Stunden schon schaukelte er auf dem Sitz des Tieres, hüpfte beinahe, zog liniengerade über sein Grundstück, wendete, wiederholte, bis der Tag ihm die Sonne landeinwärts schickte, es von fröhsommerlichen Mückenschwärmen nur so wimmelte und das dunstige Bild der Landschaft dem klaren Licht-Schattenspiel unterlag.

Endlich hatte er das letzte Stückchen Erde gedreht, und mit ihm das Gift, was er so verabscheute. Er befahl dem Tier zu gehorchen und brachte es zum Stillstand. Er hüpfte von ihm herunter, stand neben seinem bulligen Kumpan, und betrachtete selbstzufrieden ihr Werk.

Dorit Mitev

wurde 1965 in Löbau geboren. Nach einer vierjährigen Ausbildung als Malerin in der renommierten Meissener Porzellanmanufaktur zog sie nach der Hochzeit mit einem Bulgaren in seine Heimat. Dort entstanden die ersten surrealistischen Gemälde. Doch ihre größte

Leidenschaft ist das Schreiben. Leider fand sie den Weg in diese unendlichen Verschmelzungen der Gedanken erst 2017. Bis heute wurden vier Romane im Stil des MAGISCHEN REALISMUS fertiggestellt. Geben Sie acht: Die Reise beginnt mit der ersten Seite!

Eine Ode an das Land – in fünf Sinnen

In Wien Floridsdorf leert sich der Zug. Es ist eine Maxime, nach der sich die Gesetze des Zugfahrens richten. Die Häuserdichte nimmt ab, der mich soeben noch umhüllende Nebel lichtet sich und wenig später breitet sich brachliegendes Land zu meiner Linken und Rechten aus. In mir rührt sich etwas. Meine Sinne erwachen; der Reihe nach. Ich nähere mich meinem Zuhause. Meiner Heimat. Meinem Land.

Ich steige an der Endstation in Gänserndorf aus und spüre, wie der Wind aufkommt. Er fährt mir in die offene Jacke und plustert sie auf. Ein Gewitter trägt er mit sich, denn dunkle Wolken prangen über mir. Noch tröpfelt es, doch die Vibrationen in der Luft kündigen an, dass der Himmel bald seine Schleusen öffnen wird. Ein Tropfen auf meiner Wange folgt langsam den Gesetzen der Schwerkraft und versickert in meinem Bart. Die Sohlen meiner Schuhe sind ausgetreten, weich von den zahlreichen Wegen, und darum fühle ich die Kieselsteine, die sich in meine Füße bohren. Die letzten Sonnenstrahlen berühren sanft meinen Rücken, vorsichtig, als hätten sie Sorge, mich zu verbrennen. Wie ein zögerlicher Kuss fühlen sie sich an, der mich von innen heraus wärmt und tröstet. Daheim.

Während ich die Hauptstraße entlanggehe, fallen die Regentropfen größer, schwerer und zahlreicher. Menschen flüchten in ihre Häuser oder verstecken sich unter ihren Schirmen ... als könnten sie sich so den Blicken ihres Schicksals entziehen. Doch diese Augen werden immer auf einem haften, niemand kann ihnen entkommen und darum versuche ich es erst gar nicht. So werden mir die sechs jungen Flüchtlinge – vor ihrem neuen Zuhause – gewahr. Sie genießen den Regen, breiten ihre Arme aus, öffnen ihre Münder und strecken ihre Zungen heraus. Ich lächle, denn sie tanzen und hüpfen, wirken glücklich. Mich wundert das nicht, denn in diesem Moment sind sie einmal nicht die Flüchtlinge, da keine Augen auf ihren Silhouetten haften und ihre Taten kritisch bewerten. Doch ich, ich sehe sie und erblicke, wie einer von ihnen Freiheit falsch interpretiert, den Reißverschluss seiner Hose öffnet und auf einen der Bäume, die die Straße säumen, pinkelt. Ich gehe an ihm und der verunreinigten Stelle vorbei. Der Gestank von gelber Pisse strömt in meine Nase. Ich schüttle meinen Kopf, sage aber nichts. Der Betreffende senkt reuig sein Haupt und flüstert „Tschuldigung“.

Der Wind schiebt mich weiter. Heulend singt er ein Klagelied von den Ungerechtigkeiten des Lebens. Ich höre ihm zu und spüre seinen Schmerz. Plötzlich, am Höhepunkt, offenbart sich mir das Duett und sie wird mir gewahr:

Die Stille.

Sie umhüllt mich, die Stille des Landes, die sonst als Transportmittel für sämtliche Laute dient: Meist klingen fremdartige Wörter aus den Dönerbuden, von der gegenüberliegenden Bushaltestelle höre ich schreiende Kinder, und auf- und ab wippende Autos liefern neben deutschem Rap auch noch Abgase.

Oft kann ich aber einen Traktor hören. Ein Geräusch, das mich stets an den Duft von frisch gemähtem Gras erinnert. Beide wirken entspannend auf mich ein, machen mich zur Gänze glücklich. Ich fühle mich sicher, denn ich weiß, dass ich hierhergehöre. Hier bin ich daheim.

Doch heute rieche ich etwas anderes. Einen Geruch, der nur einen Führerschein für die Winde des Landes hat: Dörfer und Siedlungen, Äcker und Wälder. Keinesfalls aber für Großstädte wie Wien. Von dort wurde er schon lange vertrieben, gar verbannt, als es hieß: Schneller, größer, weiter und mehr, mehr, mehr. Dadurch verwandelte sich ihr Wind zu einem Nebel, so dicht, dass er den Städtern jegliche Sicht nimmt. Erfüllt von Hektik und Stress irren sie durch ihn und wissen nicht wohin. Auch mir ergeht es nicht anders, wenn mich meine Pflichten an diesen Ort bringen. Doch am Ende eines jeden Tages entkomme ich dem Nebel und wünsche mir, dass es den Menschen dort irgendwann ebenso gelingt und sie wahrnehmen können, was ich soeben rieche: den Duft des verregneten Landes.

Er steigt vom Boden auf, verwurzelt mich mit diesem und bewirkt, dass ich felsenfest mit beiden Beinen im Leben stehen bleibe; bodenständig schwebe ich auf Wolke 7 und hebe nicht in Sphären ab, in denen man keine Luft mehr bekommt.

Dieser Duft des verregneten Landes, er ist der rüpelhafte Freund der Sonnenstrahlen. Er nähert sich nicht zögerlich von hinten und fragt erst gar nicht um Erlaubnis, mich anzusprechen. Er steuert auf mich zu, direkt von vorne, hält den Blickkontakt, versperrt den Weg. Konfrontation ... unausweichlich – und etwas anderes würde ich auch gar nicht wollen, denn es ist wie ein Treffen mit der Liebe. Ohne sie würde ich nur existieren und nicht leben.

Ich sehe mein Elternhaus schon von weitem und nachdem ich das Hoftor geschlossen habe, höre ich meine Hündin bellen. Ich rieche den Duft der Rosen, die den Weg zur Haustüre säumen. Ich fühle das kalte Messing der Türklinke und drücke sie nach unten. Das Aroma des Schweinsbratens, das mir aus der Küche entgegenschlägt, wirft mich fast um. Wie Fett bei einem Stück Fleisch durchziehen auch Leid und Sorgen mein Leben, deswegen schneide ich den Fettrand vom bekömmlichen Schwein ... so lässt es sich leichter leben. Ich tunke ein Stück in die braune Soße, wickle das Speziälsauerkraut meiner Mama darüber und steuere mit der Gabel meine Zunge an. Beinahe hätte die Länge der Landestrecke nicht genügt, doch rechtzeitig entsinne ich mich, dass die Genüsse des Lebens in den langsamen Sekunden an einen herantreten.

Ich zwingen mich dazu, nicht gleich zu schlucken, fordere dadurch meine Willensschwäche, meinen inneren Schweinehund, heraus. Er läuft auf mich zu, ich schwinde mich auf ihn, ringe mit ihm, versuche ihn zu kontrollieren und schaffe es, ihn zu dominieren. Ich reite auf ihm und schwelge durch die Kontrolle über meinen eigenen Körper im Genuss der Macht. Doch das wirkt berauschend auf mich. Der Schweinehund gewinnt die Überhand. Ich stürze von seinem Rücken, zeitgleich rutscht der Bissen Schweinsbraten meine Kehle hinab. Ich schlucke. Und etwas Schöneres gäbe es in dem Moment gar nicht. Mein Körper wird mit Energie versorgt. Ich erhole mich. Gerade rechtzeitig. Der Schweinehund hat kehrt gemacht, läuft auf mich zu, denn das nächste Stück Schweinsbraten steuert bereits die Landestrecke an.

Ich habe es gefühlt, gesehen, gehört und gerochen, und jetzt schmecke ich es:
Mein Land.

Jonas Thüringer

geboren 1997 in Wien/Österreich, wohnt und lebt seit jeher in Niederösterreich. Momentan studiert er Deutsch und Physik auf Lehramt an der Universität Wien. Im Jahr 2016 entdeckte er seine Leidenschaft am Schreiben und begann damit, eine Buchreihe zu verfassen. Seit einiger Zeit fertigt er nebenbei Kurzgeschichten an.

Erinnerung im Taubenblau

Ich dirigiere den Beetle durch die Siedlung. Noch keine Menschenseele in Sicht. Noch niemand, der vertrocknete Blätter aus den Blumenkübeln zupft, niemand, der den Hund ausführt. Die Fensterläden sind verschlossen. Am Straßenrand reihen sich Fahrzeuge, die meisten auf der Schwelle zum Oldtimer, und warten auf die erste Fahrt des Tages. Besorgungsfahrten. Zur Arbeit muss hier kaum noch jemand.

Das erste Sonnenlicht bahnt sich einen Weg durch den Morgennebel und das Laub der Eichen, die links und rechts der Straße stehen. Ich fahre mit geöffnetem Verdeck, atme Luft aus Kindertagen. Hier konnten wir auf der Straße spielen. Sollten es sogar, denn das war besser für Opas Rasen und Omas Nerven. Auf der Straße und im Loch, wie die Senke genannt wird, durch die sich ein kleiner Bach schlängelt, dessen Rauschen nach einem starken Regenfall in den Gärten der Zechenhäuser zu hören ist.

Ich frage mich, wie es der Müllwagenfahrer durch diese enge Gasse schafft. Ohne anzuecken. Vor einigen Jahren gab es auch in Allerherrgottsfrühe noch freie Parkplätze. Heute gibt es ungeschriebene Gesetze: Jeder parkt vor seinem Haus, und zwar nur dort. Ein Verstoß wird mit Blicken geahndet. Wenn es ungünstig läuft, wird man zum Gesprächsthema zwischen Hausbaum und Ligusterhecke.

Meine Schwester ist bereits da. Neuerdings ist sie schneller als ich, womit ich klarkomme. Heute führt es dazu, dass ich nicht vor dem Haus parken kann, denn da steht sie schon mit dem Käfer meines Großvaters. Sie bekam eine orangene Erinnerung, ich etwas Geld für das erste Auto.

Ich parke vor dem Haus des Nachbarn meiner Großeltern. Schlimmer noch, ich parke seine Einfahrt zu, gesetzlos und hoffe, dass Herr Schlimm seinen besten Tag hat.

Ich steige aus, das Dach vom Beetle lasse ich geöffnet, geregnet hat es seit Wochen nicht.

Ich schleppe einen Farbeimer zum Haus. Der Henkel ist aus Metall, dünn und quetscht mir die Haut zwischen Ring und Ringfinger ein. Dass die es nicht schaffen, einen gescheiterten Tragegriff an diesen 30-Liter-Eimern anzubringen, die mit jedem Meter um einen Liter schwerer werden. Ich setze den Eimer ab, betätige die Klingel. Marnie öffnet nicht. Mein Blick hängt an der Schraube, die mir früher unerreichbar erschien und sich jetzt auf der Höhe meiner Schultern befindet. An der Schraube befestigte unsere Großmutter am Vorabend des Martinstages einen Beutel mit Bonbons. Zur Selbstbedienung für den Siedlungsnachwuchs. Das Gesinge blieb ihr erspart, ebenso wie der Anblick der schwindenden Süßigkeiten. Damit ist seit Jahren Schluss. Die Enkel der Nachbarn sind dem Martinsbrauch längst entwachsen. Bestimmt wird es in diesem Haus bald ein Kind geben, denke ich und ziehe den Schlüssel aus der Tasche. Ich schließe auf – die Holztür geht nach außen auf – hieve den Eimer hinein, trete in den Zwischenraum, den ich, zusammen mit dem Eimer, ausfülle. Ich ziehe die Haustür zu und es wird dunkel. Durch das Fenster fällt wenig Licht. Die Scheibe ist so blind wie die Erinnerungen an dieses Versteck nie werden. Hier im Windfang gelang es Marnie und mir, Gespräche der Erwachsenen zu belauschen, zu fremden Galaxien zu reisen, den Briefträger zu erschrecken. Dieser Raum war Rakete, U-Boot, Beichtstuhl. Ich muss lächeln. Fahrstuhl. Ich erinnere mich an Marnies Fahrstuhlspiel. Sie ließ mich steckenbleiben. Seitdem trage ich weite Hemden, entferne die oberen Knöpfe. Ich räuspere die Erinnerung fort und öffne die zweite Tür.

»Her lich wil kommen«. Die Fußmatte ist aus Stroh, liegt mitten im Wohnzimmer. Zwei Buchstaben sind der Zeit vorausgeeilt. Zusammen mit den meisten Möbeln.

Links von mir steht Omas liebste Anschaffung. Eine taubenblaue Couch. Das Taubenblau war selten zu sehen. Die Couch konnte ihre Farbe nur selten zeigen. Das Fenster war verhangen mit Gardinen, schwer wie der Kokereidunst der fünfziger Jahre, die Fensterbank überladen mit Weihnachtskakteen, die unter den Händen meines Großvaters zweimal jährlich zur Blüte ihres Lebens gelangten. Wohlwollend weiß.

Zwischen den unbelebten Töpfen sehe ich Polster aus Staub. Materie zweier Menschenleben und denke, dass man das nicht wegwischen darf.

Dort auf der Couch, auf Großmutter's Schoß, sitze ich zwischen J. R. Ewing und Heinz Schenk. Äppelwoi und Brause vor uns und Opa in der Kur. Die Lunge.

Es duftet nach Großmutter: Mundwasser und Zwiebelhände.

Ich sehe sie vor mir. Sie sitzt auf der Treppe zum Schlafzimmer, müht sich in karamellfarbene Stützstrümpfe, die riechen wie durchgekaute Bazooka Kaugummis, die ihren Beinen Halt geben, aus einer Achtundvierzig eine Vierundvierzig machen. Ich sehe Opa, der aus der Tür hinter ihr tritt und ihr in die Wange zwick, sagt „Na, mein Täubchen!“ Ich sehe, wie sie die Augen verdreht und grinst.

Ich sehe Opas Schrank, schwer wie ein Sattelschlepper. Oma hatte ihn, als Großvater unter Tage war, gestrichen. Eine Acht-Stunden-Schicht für ein weiteres Taubenblau. Sie meinte, das harmoniere besser. Taubenblau mit Taubenblau. Die Couch, der Schrank, die Wand.

Und doch biss es sich.

Immer, wenn Großmutter an den Schrank ging, um ein Pinnchen für den Selbstgebrannten oder die Kiste mit den Fotos zu holen, deutete er ein Kopfschütteln an und seine pomadig zurechtgerückte Haarsträhne fiel auf einen vibrierenden Nasenflügel. Der Sattelschlepper stand im Halteverbot.

Opa hängte die Decke ab. Verkleidete sie. Echtholz. Eiche, wie der Schrank unter dem Taubenblau. In der Gewissheit, dass sich über Kopf nur schwer streichen ließe.

In eine der zu groß geratenen Ritzen zwischen Nut und Feder, Großmutter bezeichnete sie als Passage zur Hölle, klemmte sie von März bis September neun gelbe Klebefliegenfallen. Oma war beschwichtigt. Opa war Schalke-Fan.

Das Taubenblau biss sich.

Meine Schwester Marnie hat sich angeschlichen. Wirft mir einen Lappen in den Rücken. Ich erschrecke, sie lacht nicht. Ich auch nicht. Nichts ist wie früher.

Sie steht auf dem Treppenabsatz zum Schlafzimmer. Sie hat unser Werk bereits begonnen. Ihr Handgelenk ziert ein Armband. Malerkrepp. In ihrem Overall sieht sie aus wie eine, die Körperflüssigkeiten beseitigt, nicht wie jemand, der Erinnerungen überstreicht. Ihr Overall ist weiß, der Raum soll es werden.

Eine Strähne ihres Haars hat sich aus dem Zopf gelöst, ist ihr ins Gesicht gefallen.

Wie schön das Kupferrot, wie schön unsere Haare, zu Omas Taubenblau passen ist mir bisher nicht aufgefallen. Ich frage mich, was falsch ist an Taubenblau.

Ich frage Marnie, was falsch ist an Taubenblau.

Sie flüstert, nichts sei falsch an Taubenblau, umarmt mich, wiederholt, was im Mietvertrag steht:

Übergabe geräumt und renoviert.

Ich öffne den Eimer,
nehme den Holzlöffel und
rühre im Weiß.
Die Farbe ist bloß weiß.

Ich öffne das Fenster,
atme die Siedlungsluft und
sehe den Nachbarn.
Herr Schlimm nickt mir zu.

Sabine Gelsing

lebt und schreibt in Essen.

Ihre Geschichten wurden in verschiedenen Anthologien veröffentlicht. Im Jahr 2019 belegte die Kurzgeschichte „Kein Schlaf für Herrn Buchwald“ den ersten Platz bei der Ausschreibung der AWO Berlin Kreisverband Südost e. V. anlässlich des 100-jährigen Bestehens der AWO und wurde in der Anthologie „Gute Nacht, Marie!“ veröffentlicht. Sabine Gelsing schreibt Geschichten für Kinder, Jugendliche und für Erwachsene.

Ihr erster Roman ist in Arbeit.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.sabinegelsing.de

Tiger

Erstaunlich, wie schnell manchmal alles geht. Erst vorgestern habe ich auf die Anzeige „Villenhaushalt sucht Kindermädchen, Erfahrung erwünscht, 2-3 Abende pro Woche, tierlieb, gute Bezahlung“ reagiert, und schon lausche ich den Anweisungen der Inserenten, Herrn und Frau Panthera, die im Begriff sind, auszugehen. Etwas überheblich sind die beiden, zwar freundlich, aber reserviert. Die Siebenjährige, auf die ich aufzupassen habe, hat diese Haltung übernommen, hat mir vorhin kühl die Hand gereicht, mir prüfend in die Augen gesehen und ernst gelächelt. Sie hat sich brav von ihren Eltern verabschiedet und ist in ihrem Zimmer verschwunden.

„Sie brauchen das Abendessen für Desiree nur aufzuwärmen. Auch für Sie ist reichlich da“, sagt Herr Panthera. Er verstaut bedächtig sein Smartphone und seine Geldbörse in den Innentaschen seines Sakkos. „Bitte kein Fernsehen. Es gibt genügend interessante Spiele und Bücher.“

„Desiree wird Ihnen alles zeigen. Um neun Uhr wird sie schlafen gehen. Unsere Tochter ist sehr selbstständig“, sagt Frau Panthera. Sie zieht sich eine gestreifte Jacke an, betrachtet sich im goldumrahmten Vorraumspiegel.

„Eines jedoch“, räuspert sich Herr Panthera, schon einen Schlüsselbund in der Hand. „Eines jedoch bitten wir Sie, ohne Wenn und Aber und ohne es zu hinterfragen, zu respektieren. Uns ist vor einigen Wochen eine Katze zugelaufen. Desiree jedoch sieht in dem Tier einen Tiger. Spielen Sie einfach mit, auch wenn Ihnen das lächerlich erscheinen mag. Tun Sie so, als ob es tatsächlich ein Tiger wäre, dann wird dieser Abend für Sie problemlos verlaufen.“

Gegen Mitternacht würden sie zurück sein, sagen sie noch, wünschen mir einen angenehmen Abend, und dann beobachte ich auch schon erleichtert durch das Fenster, wie die beiden durch den gepflegten Vorgarten schreiten, in ihren Mercedes steigen und wegfahren. Tief ausatmend finde ich, dass ich mir nun wirklich ein Getränk verdient habe, entdecke auch sogleich die unfassbar reichhaltige Hausbar im Wohnzimmer. Ich genehmige mir ein Glas Wodka.

Desiree kommt aus ihrem Zimmer, geht an mir vorbei in die Küche, ohne mich anzusehen, und mit einem großen, rohen Fleischstück in ihren Händen wieder zurück.

Ich muss lachen. „Das ist wohl für dein Tigerkätzchen“, sage ich.

Das Mädchen antwortet nicht, würdigt mich keines Blickes, verschwindet wieder in ihrem Zimmer.

„Verzogener Fratz“, sage ich leise und amüsiert, mache es mir auf dem weißen, weichen Sofa bequem, schalte den riesigen Fernseher ein.

Nach einer Weile sitzt Desiree plötzlich neben mir.

„Na, schläft dein Tiger nun nach der Fütterung?“, frage ich.

Sie nickt.

„Darf ich deine Raubkatze mal sehen?“

Sie steht auf, öffnet eine Schublade, nimmt ein Foto heraus und reicht es mir. Darauf thront sie, Desiree, strahlend, lächelnd, auf dem weißen Sofa, auf dem ich gerade sitze, ihre rechte Hand ruht liebevoll auf dem riesigen Kopf eines entspannt zu ihren Füßen liegenden, ausgewachsenen Tigers.

„Sehr gut gemachte Fotomontage“, lobe ich.

In diesem Moment höre ich aus Desirees Zimmer lautes, bedrohliches Fauchen. Ich zucke zusammen.

„Tiger träumt nur“, sagt Desiree. „Du brauchst keine Angst zu haben.“

„Ich fürchte mich nicht vor CDs mit Tiergeräuschen“, sage ich und spüre Ärger in mir hochsteigen. „Genug jetzt!“ Gereizt knalle ich das Foto auf den Couchtisch. „Ich habe Hunger. Komm, du Tigermädchen, essen wir etwas.“

Wir schweigen beide, während ich das bereitgestellte Gulasch aufwärme, Brot aufschneide und Desiree den Tisch deckt. Das Essen schmeckt gut. Ich trinke teuren Rotwein, betrachte das stille, schmale Mädchen mir gegenüber.

„Ist das nicht Tierquälerei, einen Tiger im Haus zu halten?“, frage ich provozierend.

Desiree nimmt einen Schluck Wasser, zupft an ihren langen, blonden Zöpfen, schaut an mir vorbei aus dem Fenster.

Als ich keine Antwort mehr erwarte und schon eine scharfe Frage nachschießen will, sagt sie laut und deutlich:

„Erstens: Das ist kein gewöhnlicher Tiger. Zweitens: Ich halte ihn nicht gefangen, er kann gehen, wann immer er will. Fast jede Nacht ist er draußen im Wald hinter unserem Haus und kommt am Morgen wieder. Er erholt sich bei mir. Und drittens: Er möchte bei mir sein.“

Wut steigt in mir auf. Wie kann ein kleines Kind derartig arrogant und verlogen sein, frage ich mich. Ich trinke den Wein aus, stehe auf, wende Desiree den Rücken zu, spüle den Teller ab und sage:

„Du hast ja eine blühende Fantasie. Ich frage dich jetzt aber sicher nicht, wovon sich dein ausgedachter Tiger erholt. Hör bitte auf mit diesen dummen Lügen!“

Ich drehe mich zu Desiree, die jedoch lautlos verschwunden ist.

„Verrücktes Kind!“, schimpfe ich in die leere Küche, schenke mir nochmals großzügig Wein ein, stampfe damit ins Wohnzimmer.

„Eines jedoch ...“, äffe ich die Ansprache ihres Vaters nach. „Eines jedoch bitten wir Sie ... Respektieren Sie ... Tun Sie einfach so, als ob ...“

Ich lasse mich wieder auf die weiße Couch vor den Fernseher fallen, rufe laut: „Aber ganz sicher nicht, Familie Größenwahn!“, verschütte beim Hinstellen des Glases ein wenig Wein auf das Foto mit Desiree und dem Tiger. Ich zerknülle es und stopfe es in meine Hosentasche.

Aus dem Kinderzimmer dringen gedämpft Geräusche. Ich drehe den Fernseher lauter. Doch Desirees Lachen und eine Art freudiges Winseln lassen sich nicht übertönen. Ich trinke mein Glas aus, stehe auf, lege mein Ohr an die Tür. Es hört sich an, als ob nun in dem Zimmer Möbel geschoben werden würden. Wieder lacht Desiree hell auf.

Ich klopfe, sage, bemüht, meine Stimme nett und klar klingen zu lassen: „Desiree, es ist Schlafenszeit! Ich komme jetzt rein zum Gute-Nacht-Sagen.“

„Nein! Bitte nicht!“, ruft Desiree.

„Aber warum denn nicht?“, frage ich, so freundlich wie nur möglich, und fühle mich dabei seltsamerweise wie der böse Wolf aus einem Märchen.

Stille. Dann Desirees deutliche Stimme: „Tiger mag dich nicht.“

Ich muss gegen meinen Willen kichern, drücke die Türklinke nieder, kann aber nicht öffnen, spüre Widerstand. Ich schaue durch das Schlüsselloch. Es scheint kein Schlüssel zu stecken, offensichtlich hat Desiree ein Möbelstück vor die Tür geschoben.

Mit mir nicht, du Biest, denke ich, mich sperrt niemand aus. Wie mich dieses Kind mitsamt seinem erfundenen Tiger aufregt, mich immer wütender macht! Um mich zu beruhigen, trinke ich ein Gläschen Wodka von der Hausbar. Dann klopfe ich wieder und sage ruhig:

„So, Desiree, Schluss jetzt mit dem Theater. Mach bitte die Tür auf. Ich möchte sehen, ob alles in Ordnung ist bei dir und deinem Tigerkätzchen.“

Keine Antwort.

Ich drücke wieder die Türklinke nieder, stemme mich mit aller Kraft gegen die Tür, schaffe es tatsächlich, das davorgestellte Möbel wegzuschieben. Die Tür ist offen.

„Na bitte“, sage ich zufrieden, betrete das Kinderzimmer.

Es passiert blitzschnell. „Nicht, Tiger!“, höre ich Desiree schreien. Aus einer Ecke des Raumes springt ein grollendes, pelziges, mächtiges Etwas gegen mich, ein weißes Raubtiergebiss blitzt dicht vor meinem Gesicht auf, und schon schmettert ein wuchtiger Prankenschlag auf meinen Kopf. Dann ist alles dunkel und still.

Claudia Dvoracek-Iby

1968 in Eisenstadt (Burgenland) geboren, lebt in Wien, verheiratet, Zwillingstöchter. Schreibt Geschichten für Kinder und Erwachsene, Märchen, Gedichte, zeichnet, erstellt Collagen. Seit 2012 zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften, u.a. in: Der Maulkorb, &Radieschen, Syltse, SternenBlick, Schönschrift-Verlag, Textgemeinschaft. 2015 Finalistin zeilen.lauf art.experience Wettbewerb Baden. Derzeit Arbeit an einem Kinderbuch.

Vergänglichkeit

Ich warte, bis es dunkel wird und das Getuschel verstummt, drücke dann den Knopf der Fernbedienung.

Während das Intro auf der Leinwand läuft, blinze ich durch das Halbdunkel. In der ersten Stuhlreihe erspähe ich sie.

„Hoch oben, auf einer Klippe: das alte Chapora Fort“, beginne ich. Es folgen Aufnahmen der Ruine aus verschiedenen Perspektiven, unternitelt mit historischen und geografischen Angaben. Das Arabische Meer, Sonnenuntergänge – einer magischer als der andere.

„Das kleine Fischerdorf mit dem idyllischen Hafen. Abends kann man direkt von den Booten den Fang kaufen.“ Während die Bilder nacheinander ein- und ausblenden, nippe ich am Wasserglas, habe den süßen Geruch des Ozeans in der Nase, den Geschmack des Fisches im Mund, höre die laut kreischenden Braunkopfmöwen.

Am Hafen, vor einer Hütte mit Palmblattdach, entdeckte ich sie durch den Sucher meiner Kamera, wie sie bunte Plastikperlen sortierte. Eine bezaubernde Mischung aus Farben und Mustern.

Ich schulterte den Rucksack, stellte mich bei ihr vor und bat darum, sie fotografieren zu dürfen. Sie nickte, sagte My name is Vanita und richtete sich den Dupatta, der ihre Schultern vor den Sonnenstrahlen schützte. Dann sprach sie einige Worte in Konkani, die ich nicht verstand. Viel später wusste ich erst, was sie mir sagen wollte.

Nur wenige Stunden verbrachten wir gemeinsam. Heimlich. Wir rumpelten mit dem Bus durch die Schlaglöcher der Straßen fremder Dörfer. Fuhren mit Rikschas, plantschten im glänzenden Meer. Feierten bei Live-Musik und indischem Tanz in den Bars.

Ich stütze mich am Pult, überfliege meine Aufzeichnungen, fühle die Sehnsucht in mir. So stark, so jung. So unsinnig glücklich.

Dann erscheint das Foto: Sie sitzt auf der Bank vor der Hütte und trägt fliederfarbenen Sari und eine hell leuchtende, bauchfreie Choli trägt sie, Perlen und Glitzerstaub im Dekolleté – echte Perlen –, die Füße nackt in perlenbesetzten Khussas aus Leder; in ihrem schwarzen, langen Haar baumeln antik-goldene Ohrringe, und ich strahle, strahle noch, als ich den Rucksack schultere, mich bei ihr vorstelle und sie um Fotos bitte und sie ihre nackten Schultern mit dem Dupatta schützt.

Vorsichtig blicke ich in die erste Reihe, auf Vanita, die mir ihr schüchternes Lächeln schenkt. Wie gerne hielte ich ihre Hand. Fest, noch fester. Wieder drehe ich mich zur Leinwand. „Hier, an den Stränden, finden außer den Goa-Partys, Bikertreffen und Festivals auch Wochenmärkte statt.“ Tanzende Leute. Einheimische, Touristen, Hippies, Rocker. Dazwischen Polizisten; im Sand liegende Kühe, herumliegende Kleidung.

Es folgen Detailaufnahmen vom Basar. Traditionelle, farbige Gewürze in Bastkörben, die mich an das Fest der Farben erinnern, das wir am zweiten Abend besucht hatten. Shigmo. Mir kommt es vor, als hätte ich noch heute den Staub auf meiner Kleidung, in den Haaren, in der Lunge. Den Rausch im Blut. Ihre Fragen im Ohr.

Fragen nach Kinderarbeit und Unterernährung in meiner Heimat. Kinderehen. Erst da verstand ich.

Es folgt der Mittelteil. Junge Frauen, Mädchen, die auf den Köpfen blecherne Kübel die Dorfstraße entlang balancieren. Was man nicht sieht, ist der Brunnen, aus dem sie das Wasser geschöpft haben — zwei Kilometer entfernt; sind die kleinen Häuschen mit ihren Lehmöfen und den offenen, mit Kuhdung befeuerten Feuerstellen, Welldachhütten, in denen sie zu sechst oder zu acht oder zu zehnt leben.

Dann Fotos aus einem Boot mit Blick auf die Küste. Holzkähne, bunte Saris, Menschenmassen unter sandfarbenen Sonnenschirmen. Tempel, umgeben von farbigen, gemauerten Wohnhäusern. Die Fotos zeigen nicht die im Landesinneren liegenden Betonbauten, wo es Orte gibt, die nachts nicht beleuchtet werden, wo es nach Abwasser und Abgasen riecht, nach Vergorenem; wo Menschen hausen, die mit weniger als einem US-Dollar pro Tag auskommen müssen, Kleinkinder mit weniger als einer Schüssel Reis pro Tag; Kinder, die nicht zur Schule gehen, sondern in Steinbrüchen, auf dem Feld, in der Prostitution arbeiten; junge Mädchen, die selbst noch Kinder sind und zu früh Mütter werden, die verheiratet werden, bevor sie volljährig sind.

Fotografiert habe ich auch nicht die kleine Hütte, in der Vanita zusammen mit ihrem Mann in dem Ort ohne Licht wohnt.

„Der Handwerkermarkt.“ Meine Stimme wird brüchig, ich nestle am Headset herum. „Stoffe, Stickereien, Stirnschmuck.“

Schließlich erscheint das letzte Foto: der goldene Ring, den ich für sie auf dem Basar gekauft habe, ohne zu feilschen.

Das Publikum spendet Applaus, als der Abspann kommt, hinterlegt mit karnatischer Musik, rhythmisch, melodisch. Stumm nicke ich vor mich hin, meine Kehle fühlt sich wie zugeschnürt an. Allmählich wird das Licht im Saal heller. Erste Gäste erheben sich, einige klatschen weiter, andere kramen in ihren Sachen. Am Eingang erwartet mich bereits mein Agent, der den Daumen hochhält, zustimmend nickt und weiter die Fotobände und DVDs auf dem Tisch sortiert. Hochglanzaufnahmen. Falschdarstellungen.

Ich reibe mir die Augen, spüre Ohnmacht, Vergänglichkeit. Der Stuhl ist leer, Vanita abermals verschwunden.

Frank Knollmann

**1967 im Ruhrgebiet, lebt am Niederrhein. Er ist Betriebswirt und Wirtschaftsinformatiker, hat vier Töchter und schreibt gerne Krimis, Science Fiction und Fantasy. Lieblingsthemen: „Opfer, Täter und andere Menschen“. Mehrere Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen und Magazinen.*

Wie jeden Tag

Die Fenster sind blank geputzt und die morschen Fensterläden nach außen geklappt. Der Himmel wolkenlos. Am Horizont bricht die Sonne durch tiefhängende Nebelschwaden. Die Orangen am Baum vor meinem Fenster bekommen Farbe. Ich blicke ein letztes Mal nach unten, in unseren Hof. Onkel Battasis füllt im Schatten der Klettertrompete, deren Blüten längst verwelkt sind, die Schüsseln und Tassen auf der alten Waschmaschine mit Wasser und Resten seines Abendessens. Die Katzen eilen von allen Seiten herbei. Sie springen vom Autodach des alten Suzuki, der – längst nicht mehr fahrbereit – vor sich hin rostet. Andere tauchen aus dem Gebüsch hervor. Alle wollen die Ersten sein. Sie fallen über die Schüsseln her, kratzen und fauchen. Wie jeden Tag. Der Wind fährt durch die Wäsche an den Leinen. Die Unterhosen, Hemden und geflickten Leintücher meines Onkels blähen sich wie Segel auf. Maritsa kommt wie jeden Morgen vom Bäcker zurück. Ich erkenne sie schon von weitem an ihren weißen Haaren und immer demselben schwarzen Hauskleid. Das Gehen fällt ihr Jahr für Jahr schwerer. Sie bleibt stehen, stellt ihre Einkaufstasche ab, nimmt eine Stange Brot heraus und bricht eine Hälfte für Battasis ab. Ich weiß auch ohne hinzuhören, was sie sagt. Nimm doch, dann musst du nicht extra gehen. Was brauchen wir zwei schon, jetzt, wo alle fort sind. Battasis scheucht eine Henne von ihrem Platz auf, nimmt ein frisches Ei aus ihrem Nest und reicht es Maritsa. Es wird ruhig hier werden, eine Insel der Alten und der Katzen. Die dürfen bleiben. Die sind zäh. Mein Mann tritt von hinten auf mich zu. Er legt mir seine Hand auf die Schulter. Wir müssen zum Schiff. Ohne Arbeit kein Geld. Noch einmal schaue ich auf den tiefblauen Streifen am Ende unserer Straße, aufs Meer. Dann drehe ich mich um, sehe ich zu ihm auf. Er zieht eine Zigarette aus der Schachtel und steckt sie an. Wir rauchen sie gemeinsam. Eine Rückkehr ist nicht vorgesehen. Bald wird für uns nichts mehr wie jeden Tag sein.

Sabina Fudulakos

geboren 1966, lebt in Niederösterreich. Forum Land Literaturpreis 2014 (1. Platz in der Kategorie Prosa). Publikationen in Anthologien und Literaturzeitschriften (u.a. in Die Rampe, Am Erker, DUM, &radieschen und Reibeisen). Website: sabina-fudulakos.com

Abfall

Heute habe ich
Verzweiflung
aufgehoben
und in den
Mülleimer
geworfen

die Leute
lassen sie
einfach fallen
niemand hebt
den Müll auf

auch die
großen Haufen aus
Hass
Traurigkeit
und
Resignation
entfernt niemand
sie stinken vor sich hin

am schlimmsten aber
ist die ausgespuckte
Angst
Oft tritt man hinein
ohne es zu bemerken
und sie bleibt kleben
Schritt für Schritt

Katja Leonhardt

Rose von Jericho

was sind wir doch neidisch,
wie schön wäre das:
wenn Luft, Liebe, Nahrung und Wasser fehlen,
verdorren wir einfach,
bis irgendein gnädiges Menschlein
wieder etwas Wasser auf uns wirft.
dann blühen wir sofort wieder auf,
und jeder staunt
und verschenkt uns
zu Weihnachten.

Katja Leonhardt

geboren 1974 in Kaiserslautern, Studium der Germanistik und Sozialpsychologie. Dozentin und Autorin. Lebt in Ingolstadt.

Herbstgärten

Herbstträume in losen Gärten.
Bilder fallen aus den Rahmen,
die Scherben wehen fort und sterben
als bunte Tupfen am Waldrand.

Baumwipfel auf spitzen Dächern,
Blumentöpfe auf dem Kopf.
Lila Astern schweigen
im taubeperlten Gras.

Staunen über jedes Atmen,
jedes leise Blätterwispern.
Geister kurzer Sommerleben
schaukeln fleckenhafte Schatten.

Gartendaseins Analyse:
Woher, weshalb, wohin?
Es schwimmt davon
und löst sich auf in nichts.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

lieben, reglos

nach dem Gemetzel herrscht
frieden mit eiskalter Hand.
vergessen jedes Verbrechen
man war zerstoben genug.
die Gewalt schien gebannt
in das aschgraue Erstaunen
in's kurzatmige
hauchen Frischverliebter
niemand wartete mehr
auf bessere Tage.
es stimmte alles

*Martin Mader (*1987 in Innsbruck), arbeitet als Dramaturg (Landestheater Linz), Autor und Regisseur. Zuletzt Uraufführung seines Stückes Raststätte. am taT des Stadttheater Gießen. Nähere Informationen auf www.martinmader.com*

Verblässende Tage

Grüne Tage
verklingen im Nebelgrau.
Längst verstummt,
die Rufe der Zugvögel
hinter jetzt silbrig-grauen Wolken.
Die Natur atmet Traurigkeit
mit den Tränen der Einsamkeit
und dem Abendtau wässriger Perlen.
Einst grüne Tage verblässen,
nur dunkle Schatten fliegen
über jetzt einsame Wege

in dieser so stillen Welt

Fading Days

Green days
fade away in foggy gray.
The calls of migratory birds
fell silent long ago
behind silvery-gray clouds.
Nature breathes sadness
with the tears of loneliness
and the dew of watery pearls.
Once green days fade
only dark shadows fly
over lonely ways now

in this quiet world

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Schein und Sein

Der Mond
scheint
in die Scheun',
so scheint's,
er scheint auch
ziemlich schön;
doch's scheint
bloß so
– in Wirklichkeit
da scheint er
grad' vorbei.

27.08.2019

Esther Bystrek

Schoi unn Soi II

De Mond
schoind
in dii Schoi,
so schoinds,
er schoind aa
zimmlisch schää;
dochs schoind
bloos so
– in Wärglichkeid
do schoind'a
graad vabei.

27.08.2019

Traumgarten

Ein Zweiglein
bricht.
Rosa Blütenblätter stieben
herab;
wirbeln
– paar wenige nur –
um das ver-
krüppelte
Pfirsichbäumchen.

Stille
liegt über dem
Moos.
Garten
im Halbschlaf,
Pflanzen
in Träumen des
Morgennebels ...
Oder ist es nur Sprüh?

Weich fällt pud-
riges Licht – fahl
zwischen blattlos sich wiegende Stämme.

27.06.2019

Esther Bystrek

Mein Schutzengel

S üß-zauberhaft edelmütig war gestern Abend bei mir
C äsar aus einer wahren Sage hat Befreiung meines Schutzengels prophezeit
H immel empfing den Engel von mir nur für eine Zaubernacht
U nd er konnte dem Paradies meine sehnlichsten Träume erzählen
T räumereien sonder den Schutzengel taten mich unendlich einsam
Z ähren der Sehnsucht schimmerten so wie ein sanfter Regenbogen
E ngel ohne Schutzengel summen eine Melodie in mir
N ur auf Fittichen der Hoffnung kann ich wieder Kometen berühren
G egenden des Paradies sind meines Zauberengels halber märenhaft zärtlich
E ngel lassen mich indes in ein Elfenland entführen
L ibellen des Himmels haben Anmutsfeuer in mir entfacht

.....

Oh du zarter Zauber der sternklaren traulichen Nacht
verweile ein bisschen lieblich um der Schwärmereien willen
Das Schutzenglein wieder bei mir da neben Richard Henkes

märenhaft – dichterisch so wie eine Märe (ein Märchen)

Pawel Markiewicz,

*wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Er bedient sich der Sprachen: Deutsch, Englisch sowie Polnisch in seiner zauberhaften Dichtkunst voller Musenschimmer. Mit seinem Gedicht „Sehnsucht“ gewann er vergangenen August (2019) den 2. Platz bei dem Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“. Pawel Markiewicz gehört zu den höchsten Gewinnern des Internationalen Halkuwettbewerbs in Japan: Soka Matsubara International Haiku Competition
<http://www.city.soka.saitama.jp/cont/s1410/010/010/020/PAGE0000000000000063329.html>*

Rezension: „Das Buch der Täuschung“ von Rainer Fischer

Sie erinnern sich vielleicht an die Texte „Verrannt“ und „Das Buch“ von Rainer Fischer? Nun sind die beiden zusammen mit zahlreichen Geschwistern in einem gedruckten Buch erschienen.

Das „Buch der Täuschungen“ behandelt in 39 Kurzprosa-Texten konsequent Täuschungen und Illusionen in zahlreichen Spielarten: Traum oder Wirklichkeit? Kann ich hellsehen oder ist das alles Zufall? Kann man sich in einem Hotelbett mit fremden Alpträumen anstecken? Es geht um Tinnitus, Lesebrillen und Glaskörpertrübungen, Jazz und Schönheitsoperationen. Auch eine eigene Aschenputtel- und eine bisher unbekannte Schneewittchen-Fassung sind zu finden, außerdem humorvolle Märchenvarianten von Hans im Glück und Rumpelstilzchen. Besonders schön fand ich auch die Beobachtungen anlässlich des Sperrmüllhaufens, der sich mehrmals täglich wandelt und so ein Psychogramm der Nachbarschaft zeichnet.

Das Büchlein bietet kurzweilige Unterhaltung zum Schmunzeln. Mir hat die Lektüre Spaß gemacht.

Unsere Zeitschrift wird am Ende des Buchs freundlich erwähnt. Vielen Dank.

Rainer Fischer schreibt Kurztexte, Erzählungen und Experimentelles. 1992 „Jungen Literaturforum Hessen“. Bisher erschienen sind die Kurzprosa-Sammlung „Küchendienst in der Hölle“, der Roman „Der Kaktusforscher“ und „Das Laubsägenmassaker – drei Erzählungen“.

Rainer Fischer: „Das Buch der Täuschung“

Book on Demand, Norderstedt, 2020

Taschenbuch, 138 Seiten

ISBN: 978-3-751973724

Mehr unter www.druckraif.de

Rezensioniert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Max Mustermann und Lieschen Müller“ von Franziska Bauer

Das gebundene hellblaue Büchlein mit dem Lesebändchen und dem hochwertigen Papier wirkt auf den ersten Griff wie etwas, das man gut verschenken könnte. Das Titelbild zeigt die Zeichnung eines älteren Ehepaars in einer Gondel in Venedig, das sich an den Händen hält. Und tatsächlich sind Max Mustermann und Lieschen Müller in Liebe verbunden. Die Fehlerchen des einen nimmt der andere gelassen hin: seine Merkschwäche für Namen, der sich lichtende Scheitel. Mit gutmütigem Humor werden hier weit verbreitete, harmlose Schwächen belächelt, die jeden von uns befallen, sobald wir altern.

Mein Lieblingstext ist „Parallelwelten“. Er beginnt so: „November. Draußen neblig, kalt, so richtig ungemütlich halt.“ Max sitzt im Lehnstuhl am prasselnden Ofen und liest. Er liest „Wald“ und befindet sich sofort unter blattlosen Bäumen, wandelt auf Laub und zwischen Pilzen, ein Reh springt an ihm vorbei. „Da ruft die Liese Max zum Essen. Dabei hat Max beinahe vergessen, dass er zu Hause im Lehnstuhl liest und nicht im Wald spazieren ist.“ Ulkig ist auch der Text über den Zwickzwack: Max sitzt allein zu Hause auf dem Sofa, Liese ist zur Kur, und horcht in sich hinein: Zwickt es nicht hier und zwackt es nicht dort? Könnte das eine schwere Krankheit sein? Niere, Schulter, Bauch, alles noch in Ordnung? Doch dann ruft Hans an und lenkt ihn ab!

Die flotten Reime erinnern an Wilhelm Busch und Eugen Roth. Zum Glück geht dann auch immer alles gut aus.

Gedacht sind diese Geschichten über ein gemeinsam alterndes Ehepaar als Vorlesegeschichten für Senioren und Seniorinnen, wobei gerade auch zeitgemäße Themen aufgegriffen werden wie beispielsweise das Smartphone, Solar- und Windenergie, reparierbare Elektrogeräte. Aktuell regierende Staatsoberhäupter wechseln sich in der Geisterbahn mit Dracula und Godzilla ab.

Am Ende verspricht Frau Bauer: „Fortsetzung folgt“!

Weitere Projekte der Autorin finden Sie hier: <http://www.galeriestudio38.at/Franziska-Bauer>. Einige (die besten) Zeichnungen aus dem Buch finden Sie hier ganz oben (Stand September 2020): <http://www.galeriestudio38.at/files/2067/2017-07-20-werkliste-denner.pdf>. Mein Lieblingsbild ist das mit Liese und der Marmelade. Das würde sich auf Marmeladengläsern gut machen.

Franziska Bauer: „Max Mustermann und Lieschen Müller“

Mit Illustrationen von Elisabeth Denner

Apollon Tempel Verlag, 2018

ISBN: 9783981876840

Rezension durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	10.10.2020	15.10.2020	31.10.2020
Name	Corona	6. Bubenreuther Literaturwettbewerb	Psycho-Horror
Genre	Gedichte, Kurzprosa oder Geschichten	Lyrik und Prosa (gern auch Essays)	Kurzgeschichte
Thema	Corona		Die Dunkelheit im Inneren; Horror-Geschichten, die (fast) ausschließlich auf Psychologie und den inneren Dämonen der Menschheit basieren
Umfang	ein Text oder max. 3 Gedichte, mit gesamt max. 7.777 Zeichen inkl. Leerzeichen	Max. 3.000 Zeichen inkl. Leerzeichen	20.000-35.000 Zeichen inklusive Leerzeichen
Form	mit Kurzbiographie, Geburtsdatum, Kontaktdaten; alle Teile der Einreichung als ein unformatiertes Word-Dokument		.doc, .docx, .odt oder .pap; Kurzvita
Preis	Anthologie-Veröffentlichung, kostenloses Belegexemplar	Veröffentlichung in Anthologie; 1. Preis 60 €, 2. und 3. je 20 €	Veröffentlichung in Anthologie; 1. Preis 100 €, 2.) 50 €, 3.) 30 €
Teilnehmer		Mindestalter 18 Jahre	
Veranstalter	Cognac & Biskotten, Tiroler Kleinverlag pyjamaguerilleros*	Christoph Liegener	Hybrid-Verlag
einsenden an	nur per E-Mail an texte"at"cobi.at	christoph.liegener "at"yahoo.de	manuskripte "at"hybridverlag.de
nähere Informationen	www.cobi.at/showevent/corona-anthologieausschreibung-bis-10-oktober-2020-64	https://liegener.jimdofree.com/bubenreuther-literaturwettbewerb/	http://hybridverlag.de/Ausschreibungen/

Datum	31.10.2020	01.11.2020	30.11.2020
Name	vigilius mountain stories	14. Literaturpreis Nordost 2020	ABER Kurzgeschichtenwettbewerb
Genre	Kurzgeschichte (unveröff)	Kurzgeschichte, Krimi, Thriller, Kurzkrimi	
Thema	Mythen	Tod dem Tod!	ABER
Umfang	Bis 6.800 Zeichen inklusive Leerzeichen	15.000 Zeichen inklusive Leerzeichen (Geschichte oder Romanauszug)	zwischen 5.000 und 10.000 Wörtern
Form	Als doc/docx oder als pdf mit der Angabe der Zeichenzahl; mit Name und Postanschrift	Anonymisiert und in zweifacher Ausführung; Anschreiben mit Name, Anschrift und E-Mail-Adresse	als Word-Datei; mit Foto des Autors / der Autorin, stichwortartiger Lebenslauf, Liste der Publikationen und eventuelle Presseberichte
Preis	Veröffentlichung in Anthologie; Übernachtung mit Halbpension für zwei Personen im vigilius mountain resort (individuelle Anreise, keine Barablöse)	1.) 14-tägiger Schreibaufenthalt, 2.) Wochenendworkshop, 3.) Literaturgutachten; Veröffentlichung auf www.literatur-nordost.de	Veröffentlichung in Anthologie der besten 10 Texte; 1.000 € und Autorenvertrag
Teilnehmer			
Veranstalter	vigilius mountain resort	Freie Lektoren Obst & Ohlerich, www.freielektoren.de	ABER Verlag
einsenden an	office"at"textatelier.at oder per Post an das vigilius mountain resort, Pawigl 43, 39011 Lana, Südtirol – Italien	Dr. Gregor Ohlerich, Stichwort: Literaturpreis NORDOST, Engeldamm 66, D-10179 Berlin	info"at"aber-verlag.com
nähere Informationen	Ulrike Dubis office"at"textatelier.at www.mountainstories.it/de/mountain-stories/1-0.html	www.literatur-nordost.de	www.aber-verlag.com/kurzgeschichtenwettbewerb/

Datum	30.11.2020	08.12.2020	15.12.2020
Name	Glauser-Preis in der Kategorie „Roman“ 2021	Zeilengrün	SPIEL-SPIELERISCH
Genre	Belletristik, E-Book, Krimi, Thriller, Roman (veröffentlicht)	Essay, Abhandlung, Geschichte, Kurzgeschichte	
Thema		Klimawandel, Umweltzerstörung und deren Auswirkungen auf jetzige und kommende Generationen, sowie Ideen zur Rettung unseres Planeten	Vom Hüpf- zum Machtspiel, vom Gesellschafts- zum Planspiel
Umfang		bis 6.000 Zeichen inkl. Leerzeichen	
Form	Gedruckt (auch E-Books); deutschsprachig		Mit Kurzvita und Postadresse
Preis	5.000 €	2.000 € gesamt und Buchpreise; Veröffentlichung auf www.lizzynet.de	Veröffentlichung in der Zeitschrift Etcetera
Teilnehmer	In der Kategorie Roman können Verlage deutschsprachige Kriminalromane einreichen, die 1.12.2019 bis 30.11.2020 erstmals erscheinen (Originalausgaben).	Jugendliche und junge Erwachsene von 12-26 Jahren. Ältere und jüngere Teilnehmer/innen können „außer Konkurrenz“ teilnehmen und Buchpreise gewinnen.	
Veranstalter	Syndikat e.V.	LizzyNet gGmbH und Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit	Zeitschrift Etcetera
einsenden an	Adressen der Jury erhalten Sie von Michaela Pelz roman.jury"at" das-syndikat.com	redaktion"at"lizzynet.de	www.litges.at /Einreichung oder redaktion"at"litges.at Betreff: 83 eigener Name
nähere Informationen	roman.jury"at" das-syndikat.com www.das-syndikat.com/glauser-preise-2/ausschreibung.html	LizzyNet gGmbH redaktion"at"lizzynet.de Marzellenstr.23, D-50668 Köln, Tel: 0221-16846751 www.lizzynet.de/wws/	www.litges.at /etcetera/vorschau

		schreibwettbewerb- zeilengruen.php	
--	--	---------------------------------------	--

Datum	31.12.2020	31.12.2020	07.01.2021
Name	Lyrikpreis des Mondseelandes	16. Ü70 Schreibwettbewerb	Lustige Erzählungen und Gedichte
Genre	Lyrik (unveröffentlicht)	Jedes Genre (unveröffentlicht)	Erzählungen und Gedichte
Thema		Nachts	Spaß und Freude, Satire, Ironie und gut dosierter Humor
Umfang	Zehn bis zwölf lyrische Texte	Max. 20.000 Zeichen inkl. Leerzeichen; nur ein Text pro Autor/in	maximal 15 Gedichte, Prosa bis 20 Seiten
Form	in deutscher Sprache; als pdf-Datei, ergänzt durch eine Bio-Bibliografie als pdf-Datei	elektronisch (als PDF oder Word) oder per Post	Literarische Qualität; Beiträge mit Name, E-Mail und Postadresse
Preis	Gesamt 7.500 €	Veröffentlichung in Anthologie	mehrere Buch- und Sachpreise; Abdruck in dem geplanten Buch
Teilnehmer	Voraussetzung ist mindestens eine einschlägige Verlagspublikation der/s Autor/in	Senior/innen über 70 Jahren	
Veranstalter	Verein Mundwerk – Literatur im Mondseeland	JULL Junges Literaturlabor	
einsenden an	lyrikpreis"at"mundwerk.at	JULL Junges Literaturlabor, Bäregasse 20, CH-8001 Zürich office"at"jull.ch	Kennwort: lustig www.literaturpodium.de
nähere Informationen	<a at"mundwerk.at"="" href="https://mundwerk.at/mondseer-lyrikpreis/lyrikpreis">https://mundwerk.at/mondseer-lyrikpreis/lyrikpreis"at"mundwerk.at	https://ue70.ch/uber/	www.literaturpodium.de